Deutsche Forschung

Aus der Arbeit der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft

(Deutsche Forschungsgemeinschaft)

Heft 5



Völkerzusammenhänge und Ausgrabungen

Verlag der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft

Für den Buchhandel durch Karl Siegismund Verlag Berlin

1 9 2 8



Herrosé & Ziemsen GmbH., Wittenberg (Bez. Halle)

Inhalt

Zur Einführung

Geheimer Regierungsrat Prof. D. Dr. Eduard Meyer

Das vorliegende Heft beabsichtigt, einen Einblick zu gewähren in die kulturgeschichtlichen Unternehmungen, die Forschungsarbeiten und Ausgrabungen auf dem Boden des Auslands, welche die deutsche Wissenschaft mit Hilfe der Notgemeinschaft in den letzten Jahren hat in Angriff nehmen und ausführen können. Nach dem vollständigen Zusammenbruch unserer staatlichen Machtstellung durch den Ausgang des Weltkrieges und dem uns durch den Gewaltfrieden aufgezwungenen Verlust unserer politischen Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit mußte es scheinen, zumal als dann noch der Untergang unserer Währung hinzukam, daß damit auch für diese Arbeiten, deren Zahl und Umfang in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege ständig gewachsen war, ein jähes Ende gekommen sei, und daß wir uns fortan darauf beschränken müßten, das bisher gewonnene Material wissenschaftlich aufzuarbeiten und allmählich die Fühlung mit den Arbeiten des Auslandes und den dort gewonnenen neuen Ergebnissen wiederzugewinnen.

Daß es anders gekommen ist, verdanken wir neben der Förderung, welche die Einzelstaaten gewährt haben, soweit es ihnen möglich war, in erster Linie den reichen Mitteln, welche das Deutsche Reich der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft zur Verfügung gestellt hat. Dadurch war diese in den Stand gesetzt, auch hier überall helfend einzugreifen und in enger Verbindung mit den Vertretern der einzelnen Wissenschaftszweige und den dafür bestehenden Organisationen zahlreiche Unternehmungen zu unterstützen oder selbst ins Leben zu rufen. Sie hat einer großen Zahl angesehener Gelehrten die Mittel gewährt, um Forschungsreisen ins Ausland zu machen und in den dortigen Bibliotheken und Museen zu arbeiten, und ebenso haben mit ihrer Hilfe die Ausgrabungen sowohl auf deutschem Boden — auf den Gebieten der Prähistorie, der römischen und fränkischen Zeit und der mittelalterlichen Bauten und Denkmäler — wie die früher im Auslande begonnenen wieder aufgenommen und erfolgreich fortge-

führt werden können. So hat die deutsche Wissenschaft wie auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Technik so auch auf dem der Geisteswissenschaften sich erfolgreich betätigen und im Wetteifer mit den anderen Kulturnationen an der Förderung und Klärung der großen Probleme und Aufgaben mitarbeiten können, die uns durch die Entwicklungsgeschichte der Menschheit und ihrer Kultur überall auf Erden gestellt sind.

Alle Unternehmungen zu besprechen, die so in Angriff genommen sind, ist an dieser Stelle nicht möglich; die folgenden Blätter beschränken sich auf einige der wichtigsten Gebiete, die ein allgemeines Interesse erwecken und beanspruchen können. Bei den Ausgrabungen in Griechenland und Kleinasien sowie auf dem Forum Roms hat sich Herr Professor Wiegand auf einen kurzen Bericht über die Ergebnisse beschränkt, da die Bedeutung und Tragweite dieser Arbeiten als bekannt vorausgesetzt werden darf. Ebenso sind die Arbeiten in Ägypten, über die später ein ausführlicher Bericht in Aussicht genommen ist, und die in Palästina behandelt; denn hier ist die Grabung in Sichem noch in vollem Fortschreiten begriffen, so daß hier zur Zeit noch alles im Fluß und eine zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse noch nicht möglich ist.

Weit eingehender behandelt sind einige der wichtigsten Unternehmungen auf asiatischem Boden. Der Aufsatz von Professor Herzfeld versucht, über die Kulturzusammenhänge zwischen den einzelnen Gebieten und die großen daraus erwachsenden Probleme, die eine Lösung erheischen, eine orientierende Übersicht zu geben. Der Verfasser ist der gründlichste Kenner der Denkmäler und Kultur Persiens; seit Jahren steht er mit der persischen Regierung in enger Verbindung und hat uns eine überraschende Fülle bisher ganz unbekannter Denkmäler, sowohl monumentale Bauten, Skulpturen und Stadtruinen wie Überreste des Handwerks und der Kleinkunst von den ältesten prähistorischen Zeiten durch die großen Epochen der Achämeniden und der Sassaniden bis in die islamische Zeit hinab neu kennen gelehrt. Da er mit den Denkmälern Vorderasiens und speziell Babyloniens und Assyriens sowie Elams (Susianas) ebenso vertraut ist, kann er den Versuch wagen, die Kulturentwicklung dieses gesamten Gebiets bis zu ihren Anfängen im 4. Jahrtausend hinauf zu verfolgen und die Ausbreitung und Kreuzung der verschiedenen Kulturen und Bevölkerungsschichten klarzulegen. Dabei bietet das von ihm erschlossene und hier zum ersten Male heran-

gezogene Material aus der Urzeit des iranischen Hochlandes wesentliche Dienste und ermöglicht einen Ausblick in weite, bisher der Forschung fast unzugängliche Gebiete; dazu treten die in den letzten Jahren von den Engländern entdeckten Städte und Denkmäler einer alten, bisher ganz unbekannten Kultur im Indusgebiet, die noch viel weitergreifende Beziehungen ahnen lassen. Den Abschluß dieser ganzen Entwicklung bildet das Eindringen der indogermanischen, arischen Stämme in das fortan nach ihnen benannte iranische Hochland, aus dem, nach der Vorstufe des Mederreichs, das große von Kyros begründete, von Darius ausgebaute Weltreich der Achämeniden mit seiner großen Kunst und seiner universalen Religion[1]) erwachsen ist. Mit einem kurzen Ausblick auf die Gestaltung der folgenden Epoche bis zum Sassanidenreich schließt diese Abhandlung, die zugleich als eine Einführung in die weiteren in Verbindung mit der Regierung geplanten und zum Teil schon in Angriff genommenen Unternehmungen auf diesen Gebieten dienen kann.

In Zentralasien ist uns im Laufe des letzten Menschenalters eine ganz neue Welt erschlossen worden durch die Aufdeckung der zahlreichen Ruinenstätten aus dem früheren Mittelalter, welche die gewaltige Wüste des Binnenlandes am Rande der umschließenden Gebirge zu beiden Seiten umsäumen, mit den Wandgemälden in ihren Klöstern und Kultstätten, und der Fülle von Manuskripten in den verschiedensten Sprachen und Schriften, die sich hier teils in größeren Bruchstücken, teils in kleineren und kleinsten Fetzen erhalten haben. An ihrer Aufdeckung und Bearbeitung hat sich, neben englischen, französischen, russischen, chinesischen und japanischen Gelehrten, auch die deutsche Forschung seit den Turfanexpeditionen von 1902 bis 1907 mit reichem, unseren Museen zugeführtem Ertrage und vielfach bahnbrechenden Ergebnissen beteiligt. Die Bearbeitung des Materials ist auch seitdem ununterbrochen weitergeführt worden. Neben den sprachlichen und den kunstgeschichtlichen Aufgaben und Problemen treten hier, untrennbar mit ihnen verbunden, die überreichen religionsgeschichtlichen Ergebnisse in den Vordergrund; denn alle

[1]) Da ich mich über diese wiederholt eingehend geäußert habe, fühle ich mich verpflichtet, auch an dieser Stelle kurz auszusprechen, daß ich dem vom Verfasser vertretenen zeitlichen Ansatz Zoroasters nicht zuzustimmen vermag, sondern mit aller Entschiedenheit daran festhalten muß, daß sein Auftreten mehrere Jahrhunderte früher, etwa um 1000 v. Chr. anzusetzen ist. Der Gottesname Mazda (Ahuramazda), den wir in Medien bereits im achten Jahrhundert nachweisen können, ist zweifellos eine rein abstrakte Schöpfung Zoroasters.

großen Religionen der Zeit, der Buddhismus, das Christentum in der ihm von den Nestorianern gegebenen Gestalt, und der Manichäismus haben hier Boden gefaßt, teils neben-, teils nacheinander, und sind von hier aus weiter nach China vorgedrungen, bis sie seit dem 12. Jahrhundert dem Siegeszuge des Islams erlegen sind.

Von diesen drei Religionen hat die Abhandlung Dr. Waldschmidts den Buddhismus, für den uns hier eine fast unabsehbare Fülle neuer Texte zugeführt ist, nicht weiter berührt; er beschränkt sich auf eine anschauliche Darstellung der Geschichte und der Gestaltung der beiden Religionen, die, in scharfer Konkurrenz miteinander, von Babylon aus ihre Missionare in den Osten bis nach China entsandt haben, des Nestorianismus und des Manichäismus. Der letztere ist erst durch die Turfanfunde wirklich anschaulich geworden, und jetzt haben wir über ihn durch gemeinsame Bearbeitung eines großen, in chinesischer Übersetzung erhaltenen Textes durch Waldschmidt und Lentz eine Fülle ganz neuer Aufschlüsse erhalten.

In das Zentralgebiet des Buddhismus, das Hochland von Tibet, führt der Aufsatz Prof. Hermann Franckes, der als Missionar das Land und seine Literatur genau kennengelernt hat. Die Ausbreitung des Buddhismus über Zentralasien, die Mongolei, China und Japan und seine gewaltige weltgeschichtliche Wirkung beruht bekanntlich auf seiner fundamentalen Umgestaltung und religiösen Vertiefung durch die Mahâjânalehre, die jedem Menschen die Möglichkeit eröffnet, in einer zukünftigen Existenz ein Buddha zu werden; und diese hat in Tibet den großen Kirchenstaat der Lamas geschaffen, dessen Einflüsse sich auf das ganze Gebiet des buddhistischen Ostasiens erstrecken. Auf diese Gestaltung geht indessen der Aufsatz Franckes nicht näher ein, sondern beschäftigt sich vorwiegend mit der in Tibet seit alters daneben bestehenden, aber vom Buddhismus vielfach beeinflußten Bon-Religion, über die wir ihm die ersten auf eingehenderem Studium beruhenden Aufschlüsse verdanken. Er sucht in vorsichtig abwägender Weise die Frage zu beantworten, wie weit in diesen Religionen Einflüsse des Christentums erkennbar sind.

Zu allen Zeiten des geschichtlichen Lebens haben zwischen den einzelnen Völkern Beziehungen bestanden, die sich oft weithin fortpflanzten und zum Austausch von Waren und Erfindungen und schließlich auch zu einem Austausch von Ideen, zu einer kulturellen und religiösen Einwirkung führen konnten. So auch zwischen Westasien nebst der iranischen Welt und dem Osten, sowohl nach In-

dien, wie über Zentralasien bis nach China hin. Daneben besteht weiter im Norden eine zweite Verbindungslinie, die durch die große, von Herodot eingehend beschriebene Handelsstraße von den Griechenstädten am Schwarzen Meer aus durch die skythischen und mongolischen Lande nach Zentralasien und China führte. Wesentlich gesteigert wurden diese Beziehungen, als im 3. und 2. Jahrhundert v. Chr. in Ostiran (Baktrien) ein blühendes Griechenreich entstand, das sich weiter über Westindien ausdehnte, und als dann in dieses vom Osten her zentralasiatische Stämme (Tocharer, Kuschana u. a.) einbrachen und das große indoskythische Reich gründeten, von dem aus der Buddhismus seinen Siegeszug nach Zentralasien und China begann. Dadurch hat die griechische Kunst den führenden Einfluß auf diese Gebiete gewonnen und die ältere einheimische Kunst von Grund aus umgestaltet. An der Hand der Monumente können wir genau verfolgen, wie die griechischen Göttergestalten und Kunstformen zunächst im nordwestlichen Indien (bei den Gandharas) übernommen und zur Darstellung der buddhistischen Heiligen, Götter und Dämonen verwendet wurden und dann von hier aus in die buddhistischen Klöster Ostturkestans übernommen wurden und weiter nach China gelangen, und wie sie dabei schrittweise immer mehr asiatisch wurden, bis aus diesen Anregungen die gesamte Kunst Chinas und Japans erwachsen ist.

Die damit kurz berührten Probleme bespricht vom Standpunkt der Denkmäler Chinas aus der Aufsatz Prof. Kümmels. Es sind gewaltige Aufgaben, die hier der Wissenschaft gestellt sind, deren Erforschung aber durchweg noch in den ersten Anfängen steht. Auch an ihr sich zu beteiligen, ist in der Notgemeinschaft wiederholt erwogen worden; zu einem bestimmt formulierten Unternehmen jedoch hat sie noch nicht gelangen können, da, von allen anderen Schwierigkeiten abgesehen, die gegenwärtig in China herrschenden politischen Wirren das unmöglich machen.

Der letzte Aufsatz, von Prof. Meinhof, führt die rührige Arbeit vor Augen, die nach wie vor der Erforschung der Eingeborenensprachen vor allem Afrikas gewidmet ist, und gewährt einen Einblick in die verwickelten Aufgaben, um deren Lösung sich hier Sprachwissenschaft und Völkerkunde bemühen.

Neben den eingehender besprochenen Unternehmungen stehen manche andere, die an dieser Stelle nicht haben behandelt werden können. So die Beteiligung an den Arbeiten der Amerikanistik und der Erfor-

schung der Denkmäler Mexikos. Weiter die Unterstützung der Bearbeitung der chetitischen Texte, die im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege durch die von Deutschland gemeinsam mit der ottomanischen Regierung durchgeführte Ausgrabung von Boghazköi der Wissenschaft erschlossen sind. So weiter das von der Regierung der Vereinigten Sowjetrepubliken in entgegenkommendster Weise geförderte vertrauliche Zusammenarbeiten mit russischen Gelehrten an zahlreichen gemeinsamen Unternehmungen in Europa und Asien, wie auf naturwissenschaftlichem und hygienischem, so auf archäologischem, kulturgeschichtlichem, sprachlichem Gebiete, die teils vorbereitet, teils schon in Angriff genommen sind. Daneben sei auf die fortdauernd weitergeführten Arbeiten auf deutschem Boden auch hier nochmals kurz hingewiesen. —

Wenn diese Unternehmungen durchweg durch reiche Erfolge gekrönt sind und die deutsche Wissenschaft dadurch ihre alte Stellung in der Welt wiedergewonnen und neu gefestigt hat, so mag sich dennoch die Frage aufdrängen, ob angesichts der Notlage unseres Volkes die Mittel des Reichs für derartige ideale Zwecke verwendet werden dürfen, und ob wir nicht gezwungen sind, uns auf rein praktische Aufgaben zu beschränken, die einen unmittelbaren materiellen Nutzen in Aussicht stellen.

Eine derartige Auffassung mag sehr nüchtern und sachlich klingen; in Wirklichkeit aber würde sie die Lage, in der unser Volk sich befindet, und die Aufgaben, die ihm dadurch gestellt sind, in verhängnisvollster Weise verkennen. Durch den Ausgang des Krieges ist uns politisch die Bewegungsfreiheit genommen; wir sind gefesselt durch herrisches Machtgebot und haben uns der fremden Gewalt fügen müssen. Nur e i n Gebiet gibt es, das dem Auslande unerreichbar ist und der Ketten spottet, die dieses ihm anlegen möchte: das ist das geistige Leben und seine Betätigung in der Wissenschaft. Und hier ist es gelungen, auch in der schlimmsten Zeit die intensive Arbeit fortzusetzen und einen leistungsfähigen, von freier Hingabe an die Sache erfüllten Nachwuchs zu erhalten und fortzubilden. Wie man auch sonst über die Epoche urteilen möge, die wir durchlebt haben und weiter durchleben, immer bleibt es ein stolzer Ruhmestitel Deutschlands, daß die Erkenntnis sich im gesamten Volke durchsetzte, daß, wie mir damals der Reichspräsident Ebert ausgesprochen hat, hier die wichtigste Aufgabe lag, die dem deutschen Volke gestellt war und von der die Behauptung seiner Stellung im Kreise der Kulturvölker und damit die

Sicherung seiner Zukunft im geschichtlichen Leben der Nationen abhing. Aus allen Schichten der Bevölkerung strömten die Mittel zu, um unsere Studentenschaft und den wissenschaftlichen Betrieb unserer Universitäten zu erhalten; überall haben die Regierungen erfolgreich eingegriffen, soweit es ihnen möglich war; vor allem aber können wir dem Deutschen Reichstag nicht dankbar genug sein, daß er die durch den Zusammenschluß der Gelehrten aller Länder des Reichs geschaffene Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft in einmütigem Zusammenwirken aller Parteien so ausgestattet hat, daß sie ihre großen Aufgaben erfolgreich in Angriff nehmen und fortdauernd weiter erfüllen konnte. Dadurch ist es dieser möglich gewesen, auch in der ärgsten Zeit der Inflation alle wissenschaftlichen Zeitschriften von Bedeutung am Leben zu erhalten, wenn auch zunächst, bis die Finanzlage sich wandelte, nur in beschränktem Umfange, und fortdauernd zahlreichen wissenschaftlichen Werken die Drucklegung zu ermöglichen; und als dann die Verhältnisse sich gebessert hatten, hat sie in stets wachsendem Umfang auch die wissenschaftlichen Forschungen im Inlande wie im Auslande, auf naturwissenschaftlichem wie auf geisteswissenschaftlichem Gebiet, wieder aufnehmen und aufs kräftigste anregen und fördern können.

So ist es gelungen, den von unseren Feinden unternommenen Versuch, auch die deutsche Wissenschaft zu ersticken und zu ächten, vollständig abzuschlagen. Wir sind unbekümmert darum unseren geraden Weg gegangen; und das Ergebnis war, daß dieser Angriff kläglich in sich zusammengebrochen ist. Es hat sich gezeigt, daß das Ausland die deutsche Wissenschaft und ihre Mitwirkung auf keinem Gebiet entbehren kann, und so hat sich ihr Ansehen dadurch nur gesteigert. Was das für unser Volk und seine Zukunft bedeutet, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Die Arbeiten auf naturwissenschaftlichem, medizinischem, technischem Gebiet können an dieser Stelle nicht weiter besprochen werden; von denen, die auf historischem Gebiet mit Einschluß der Geschichte der Kultur, der Kunst, der Religion und der Ethnographie und Sprachforschung im Auslande in Angriff genommen sind, ist oben ein kurzer Überblick gegeben worden. Die Bedeutung dieser Unternehmungen und ihr Wert für die Weltstellung unseres Volkes greift noch weit über ihre idealen und kulturellen Ergebnisse hinaus und macht sich überall auch auf materiellem und wirtschaftlichem Gebiet unmittelbar und mittelbar in erfolgreichster Weise geltend.

Wie die deutsche und die russische Wissenschaft sich zu vertrauensvoller gemeinsamer Arbeit verbunden haben, so gelangen aus dem gesamten Orient immer aufs neue an uns die dringenden Aufforderungen, unsere frühere Tätigkeit wieder aufzunehmen, womöglich in gesteigertem Maße, und mitzuarbeiten an der Erschließung der Denkmäler seines Bodens und der großen hier vorliegenden geschichtlichen Probleme. Dadurch wird zugleich eine aussichtsvolle kulturelle Verbindung geschaffen: überall im vorderen Orient, in der Türkei, in Ägypten und der syrisch-arabischen Welt, in Persien erstrebt die neu erwachte nationale Bewegung und die innere Wandlung der Denkweise, die dadurch geschaffen wird und für die bisher kaum beachtete geschichtliche Vergangenheit des eigenen Volkes und Bodens ein lebendiges Interesse erweckt hat, enge Fühlung mit der deutschen Wissenschaft, und die gleichen Bestrebungen zeigen sich in Indien und China. Durch die Gelehrten und Ausgräber, die wir hinaussenden, erhält sich der deutsche Name und sein Ansehen im Volke lebendig, und auch die deutsche Sprache bleibt nicht ganz unbekannt. Geschulte Kräfte, um diese Aufgaben zu erfüllen, sind ausreichend vorhanden, und einen leistungsfähigen Nachwuchs können wir gerade an ihnen immer wieder heranbilden; und dazu kommt, daß wir durch umfassende Vorbildung und sichere Beherrschung der Methode und durch die für den deutschen Gelehrten selbstverständliche Anspruchslosigkeit in der äußeren Lebenshaltung hier wie sonst in der Lage sind, mit bescheidenen Mitteln mehr zu erreichen als manche anderen mit dem Doppelten und Dreifachen. Der einheimischen Bevölkerung aber sind wir um so willkommener, weil wir gelernt haben, uns ihren Anschauungen und Lebensformen anzupassen, und uns der Rassendünkel fremd ist, der anderen Völkern oft genug ein vertrauensvolles persönliches Verhältnis zum Orientalen unmöglich macht; und das wird noch weiter gesteigert gerade durch unsere politische Ohnmacht, die jede Besorgnis ausschließt, als verfolgten wir bei unseren Unternehmungen egoistische Ziele. So führen unsere wissenschaftlichen Arbeiten unmittelbar auch zur Anknüpfung wirtschaftlicher Beziehungen; es ist die Aufgabe der Industrie und des Handels, die dadurch gegebenen Möglichkeiten in richtiger Weise auszunutzen und weiter auszubauen.

So hegen wir die feste Hoffnung, die Stellung, die uns auf dem Gebiet der Machtpolitik so vollständig entrissen ist, wenigstens auf dem der Kulturpolitik wiederzugewinnen und weiter zu festigen;

und auch diese Kulturstellung ist ein Machtfaktor, der, wenngleich nicht sinnfällig in großen Aktionen zutage tretend, doch im stillen im Leben und Ringen der Nationen fortdauernd eine tiefgreifende Wirkung ausübt.

Die Bedeutung dieser Kulturpolitik hat unser Auswärtiges Amt in ihrer vollen Tragweite erkannt. Und nicht minderer Dank gebührt dem Deutschen Reichstag, der, in voller Würdigung der der deutschen Wissenschaft gestellten Aufgaben, der Notgemeinschaft die erforderlichen Mittel gewährt und ebenso den Wiederaufbau des Deutschen archäologischen Instituts mit seinen Zweiganstalten in Rom, Athen und Frankfurt ermöglicht hat. So darf die deutsche Wissenschaft mit vollem Vertrauen in die Zukunft blicken und durch erfolgreiche Weiterarbeit auf den eröffneten Wegen die Aufgaben erfüllen, die ihr zum Gedeihen des deutschen Volkes und seiner Zukunft gestellt sind.

Ausgrabungen und topographische Altertumsforschung

Zusammengestellt von Dr. phil. Dr. Ing. h. c. Theodor Wiegand,
Direktor der Antikensammlungen der staatlichen Museen

Daß die Notgemeinschaft sich im Bereich der Ausgrabungen vielfach betätigt hat, ist oben dargelegt. Es handelt sich dabei vorzugsweise um Stätten des klassischen Altertums, deren Aufdeckung vor dem Krieg begonnen, durch Zusammenbruch des Vaterlandes jäh unterbrochen war. Daneben ist die Erschließung der im deutschen Boden verborgenen römischen Altertümer, vor allem des römischen Trier weitgehend gefördert, die Prähistorie Deutschlands an zahlreichen Stellen und für bestimmte Gebiete planmäßig in Angriff genommen. Darüber wird an anderen Stellen zu berichten sein.

Hier sei nur eine kurze Zusammenstellung der auf dem Gebiete klassischer und orientalischer Kultur im Gange befindlichen Unternehmungen gegeben.

Die nachstehenden Berichte über Untersuchungen auf dem Gebiet der Altertumskunde beruhen auf Angaben der an den einzelnen Expeditionen beteiligten Gelehrten und versuchen, den wesentlichen Inhalt in kurzer Form darzustellen.

1. Grabungen bei den Pyramiden von Gise.

Im Jahre 1903 wurden die Friedhöfe des Alten Reiches bei den Pyramiden von Gise zur Ausgrabung freigegeben und in drei Konzessionen geteilt: eine amerikanische, italienische und deutsche; letztere umfaßte den Mittelteil der Nekropole westlich der Cheops-Pyramide und ein breites Feld südlich derselben. Die ersten deutschen Grabungen wurden von der Universität Leipzig und Herrn Wilhelm Pelizaeus finanziert und von Professor Georg Steindorff geleitet, der 1903 bis 1906 einen Teil in der Mitte des Westgebietes erforschte. Im Südabschnitt wurden 1907—1908 durch die Sieglin-Expedition der Totentempel und der Taltempel des Chephren freigelegt. Im Jahre 1912 übernahm die Akademie der Wissenschaften in Wien die deutsche Konzession und ließ in drei Kampagnen (1912—1914) auf dem Westfeld die Anlagen der IV. Dynastie und die späteren Mastabas im Ostteil erforschen. So blieb bei Ausbruch des Krieges außer einigen Punkten in der Mitte noch der ganze Westabschnitt unerledigt und ebenso ein breiter Streifen der Südkonzession. Schon im Interesse der Publikation erschien es unerläßlich, ganze Arbeit zu leisten und auch den verbliebenen Rest freizulegen. Zu dieser Unter-

nehmung vereinigten sich das Pelizaeus-Museum in Hildesheim und das Ägyptologische Institut der Universität Leipzig mit der Wiener Akademie, und die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft steuerte in Anbetracht der Wichtigkeit der Aufgabe einen Betrag für Leipzig bei.

Die Grabungen fanden statt in der Zeit vom 6. Januar bis 20. April 1926 und vom 3. Januar bis 21. März 1927. Die Leitung lag in den Händen von Professor Dr. H. Junker, der über den Verlauf der Unternehmung im Anzeiger der Akademie der Wissenschaften in Wien, phil.-hist. Klasse 1926 Nr. XII und 1927 Nr. XIII Bericht erstattet hat.

Während die Kampagne 1926 die unerforschten Teile in der Mitte des Westfeldes freilegte, wurde 1927 das Westende in seiner ganzen Breite ausgegraben, ein Gebiet von rund 14 000 qm. Die Ergebnisse der beiden Expeditionen haben die Notwendigkeit der Unternehmung vollauf bestätigt; ohne sie wäre uns die Entwicklung der großen Nekropole verschlossen geblieben und eine Reihe wertvoller Funde entgangen. Um nur das Wichtigste hervorzuheben, wurde 1926 die Mastaba des Kaj-em-anch entdeckt, mit herrlichen völlig erhaltenen Malereien in der Sargkammer, ferner die einzige gut erhaltene Kultstelle vor einer Mastaba der IV. Dynastie mit einer Alabasteropferplatte, die Titel und Namen des Grabinhabers trug; endlich war, wie auch in der folgenden Kampagne, eine reiche Ernte von Statuen, Reliefs, Sarkophagen und Kleinfunden zu verzeichnen. Im Westteil wurden 1927 die Anlagen aus dem Ende des Alten Reiches freigelegt, größtenteils Ziegelmastabas, die nicht nur in ihren Typen für die Entwicklung der ägyptischen Grabbauten von Bedeutung sind, sondern auch einen ungeahnten Fortschritt in der Technik des Ziegelbaues erkennen lassen; so zeigt sich, daß man in dieser frühen Zeit nicht nur mit Schräggewölben und Rundbogen vertraut war, sondern auch mit Stichkappen und der Überwölbung aneinanderstoßender Räume; den wichtigsten Fund in dieser Richtung, der in der Geschichte der Architektur für immer seine Bedeutung behalten wird, bildet eine wirkliche Hängekuppel, die über dem Vorraum der Mastaba des Zwergs Seneb angebracht war. Diese Grabanlage ist überhaupt als die Krönung der Funde des letzten Jahres zu betrachten; so fand sich im Kultraum ein einzigartiger riesiger Granitopfertisch mit Inschriften und Reliefs, ferner eine prächtige Scheintür, ganz ungewöhnlich mit Darstellungen aus dem Leben des Verstorbenen bedeckt, endlich in einer verschlossenen Steintruhe eine

Statuengruppe, den Zwerg mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Sentites, und zwei Kindern darstellend — auch rein künstlerisch betrachtet die beste Plastik, die seit Jahren aus dem Alten Reich gefunden wurde.

Der große Westabschnitt ist nun mit der letzten Kampagne vollkommen erledigt, und von der alten deutschen Konzession harrt nur noch ein Streifen südlich der Cheops-Pyramide der Bearbeitung; die Erlaubnis, auch dieses Stück in Angriff zu nehmen, wurde von der ägyptischen Generalverwaltung der Altertümer kürzlich wiedererteilt.

2. Grabungen in Sichem.

Die Nachrichten der Bibel über das alte Sichem beginnen mit Abraham und Jakob, die dort ihre Lager aufschlugen. Das Grab Josephs wird heute noch verehrt. 933 v. Chr. hatte eine Volksversammlung zu Sichem unter der Regierung Rehabeams die Trennung des Nord- und Südreiches herbeigeführt. Seit Vespasian führte der Ort den Namen Flavia Neapolis, woraus sich der heutige arabische Name Nablus entwickelt hat.

Schon 1913 war mit österreichischen Mitteln die Grabung durch Geheimrat Professor D. Dr. Sellin begonnen worden. Sie führte zur Feststellung einer 6½ m hohen geböschten Mauer mit zum Teil riesenhaften Blöcken (bis zu 2,20 m Länge), die das Fundament der großen Stadtmauer gebildet hat. Der einstige Oberbau bestand aus Lehm. Sellin fand ferner im Nordwesten ein Tor von großen Abmessungen. Die Stadtmauer wurde auf eine Länge von 75 m festgestellt. Versuchsgräben im Innern ergaben Fundamente und Keramik aus hellenistischer, israelitischer und kanaanitischer Zeit. Diese ersten Ergebnisse wurden in den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissenschaften zu Wien 1914 Nr. VII veröffentlicht, vgl. XVIII S. 204 ff. Der Weltkrieg verhinderte die Fortsetzung der Untersuchung.

Erst 1925 konnte Herr Professor Sellin die Arbeit wiederaufnehmen, unterstützt durch Gelder der Notgemeinschaft, des Deutsch-Evangelischen Kirchenbundes und der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes. Dazu kamen amerikanische Mittel durch die freundliche Sorge des Methodistenbischofs du Bose und holländische Beiträge durch die Bemühungen des Herrn Professors Dr. Böhl zu Groningen, der auch als Mitleiter an der Grabung teilnahm; ferner nahmen teil als Archäologen die Herren Professor Praschniker von der deutschen

Universität in Prag und Dr. Welter vom Archäologischen Institut in Athen sowie der Architekt Herr Johannes aus Berlin.

Ein sehr wichtiges neues Ergebnis dieser Grabung, über die Sellin in der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins 1926 S. 229 ff. berichtete, ist die Auffindung des Osttores von Sichem, das das Nordwesttor noch an Größe übertrifft. Bei dem letzteren zeigte sich ein großer Mauerkomplex, der vom Leiter der Grabung als Ostflügel eines Palastes erklärt wird, und dessen Hof mit Säulen ausgestattet war, die dicht an der Wand stand. Nördlich davon fand sich ein rechteckiger Kultbau mit 5 m starken Mauern, den man durch eine Vorhalle betritt; er hat innen eine Größe von 11 : 13,50 m (vgl. Sellin a. a. O. 1927 S. 206).

Die Ausgrabungen des Sommers 1927, an der außer Professor Sellin Herr Dr. Welter und der Architekt Heck aus Berlin teilnahmen, führten zu einer weiteren Klärung des Heiligtums. Unter den Stützmauern fanden sich Häuser der mittleren Bronzezeit. Dieser Befund und andere Beobachtungen lassen darauf schließen, daß das Heiligtum in das ausgehende 14. Jahrhundert v. Chr. zu datieren ist. Die Stadtmauer erwies sich nicht als einheitliche Anlage, sondern gehört zwei Epochen an, einer kyklopischen und einer jüngeren, die den großen Tempel schon vorfand und auf ihn Rücksicht nimmt. Diese zweite Mauer wird von Dr. Welter in die ausgehende Bronzezeit datiert.

In Sichem sind bereits zahlreiche Kleinfunde, besonders an Scherben, gemacht worden. Aber es wird die Aufgabe kommender Grabungen sein, die systematische Schichtbeobachtung erheblich intensiver als bisher zu gestalten, um über die komplizierten Schichtverhältnisse volle Klarheit zu gewinnen. Ferner muß durch energische Verfolgung des Stadtmauerringes das ganze Objekt seinem Umfang nach festgestellt werden. Die übereinanderliegenden Stadtanlagen können nur klar herausgearbeitet werden, wenn die Aufdeckung auf breitester Fläche schichtweise erfolgt, nicht aber, wie es früher oft der Fall war, durch einzelne Tiefgräben.

3. Grabungen und Untersuchungen bei Hebron.

Der Hain Mamre, wo Abraham nach der Bibel die göttlichen Verheißungen empfing, wird seit frühchristlichen Zeiten bei einer Ruine gesucht, die 3 km nördlich von Hebron liegt und heute den arabischen Namen Hâram Râmet el-Chalil = Heiligtum der Höhe des Gottes-

freundes führt. Zwei aus gewaltigen Steinblöcken errichtete Mauern wurden von den Gelehrten der verschiedensten Länder auf ganz verschiedene Weise erklärt. Selbst über die Zeit war man nicht einig. Am nächsten kam der Wahrheit der Amerikaner Eduard Robinson. Er erblickte in den Mauerresten die Grundzüge einer großen Basilika des Kaisers Konstantin, über die es eine frühchristliche Überlieferung gibt.

Bei so widersprechenden Ansichten war es ein besonderes Verdienst des Leiters des Orientalischen Instituts der Goerres-Gesellschaft in Jerusalem, Pater Dr. A. E. Mader, daß er das Ruinenfeld gründlichst durch Grabungen untersuchte. Die Reichsregierung und die Notgemeinschaft gaben hierzu die nötigen Mittel gemeinsam.

Die Aufdeckung ergab sofort, daß die vorhandenen beiden Mauern nicht „uralt" waren. Sie enthielten wiederverwendete Werkstücke aus der Zeit des Königs Herodes. Der Bau dieses Herrschers umschloß einst den heiligen Terebinthenbaum mit dem Brunnen Abrahams. Mader nimmt an, daß nach der Zerstörung Jerusalems durch Kaiser Titus auch der Herodesbau zu Hebron zerstört wurde und verwüstet liegen blieb, bis 135 n. Chr. Kaiser Hadrian mit Hilfe der Trümmer einen neuen Aufbau machte, dessen Reste immer zum Teil sichtbar blieben. Hier entwickelte sich ein großes, mit Markt verbundenes Festgetriebe. Der Bau Hadrians war ein Hof von 65 m Länge und 50 m Breite. Er diente aber nicht nur den Juden, auch heidnischer Kult war damit verbunden, wie namentlich viele Tierknochen und besonders Hahnenfüße beweisen, die im Schutt gefunden wurden.

Kaiser Konstantin ließ den hadrianischen Bau niederreißen. Nun erstand jene schon von Robinson vermutete große Basilika, deren Apsis Dr. Mader mit einer Breite von 6,40 m Durchmesser feststellte. Die Anlage erwies sich als dreischiffig, die Dicke der Fundamente beträgt 1,60 m. Eine Fülle von Werkstücken des zerstörten Hadriansbaues steckt noch in diesen Mauern: Säulen, Quadern und Skulpturen. Dazwischen fand man ein ganzes Bett von hadrianischen Profilquadern als Füllung, dazu Kapitelle, Säulenschaftreste und marmorne Wandverkleidungsplatten. Nahe dem Altar fand man namentlich viele Münzen, Reste von Finger- und Ohrringen sowie kleine Metallglocken, die Mader als Opferspenden erklärt.

Weitere Beobachtungen ergaben den Schluß, daß die Basilika 614 von den Neupersern zerstört, notdürftig von einem Patriarchen Modestus wiederhergerichtet wurde, dann aber seit dem Einbruch der Araber verfiel oder als Steinbruch diente.

Bis in die Kreuzfahrerzeit ist der Ort als „Hain Mamre" verehrt worden. Maders Forschung läßt es nun als sicher erscheinen, daß der von Flavius Josephus erwähnte, damals schon gewaltige Terebinthenbaum an dieser Stelle gestanden hat. Besonders unterstützte Herrn Dr. Mader der englische Gouverneur von Jerusalem, Herr Keath Roach, ohne dessen warmes Interesse die lokalen Schwierigkeiten mit der als fanatisch bekannten arabischen Bevölkerung kaum zu überwinden gewesen wären.

4. Tiryns.

Die Ausgrabung von Tiryns ist ein altes Objekt der deutschen archäologischen Forschung. Nach Abschluß der weltbekannten Schliemannschen Grabung, die zur Auffindung des Palastes geführt hatte (1885), ist W. Doerpfeld bis 1905 dort wiederholt mit ergänzenden Forschungen tätig gewesen. Dann haben Professor Dr. G. Karo und Professor Dr. Kurt Müller weitere Tiefgrabungen gemacht, über die sie berichtet haben. In Nauplia wurde schon vor dem Krieg ein wohlgeordnetes Museum tirynthischer Funde eingerichtet. Im Jahre 1926 kehrte Prof. Karo mit Unterstützung der Notgemeinschaft zu dieser Grabung zurück. Bis dahin war nur die gewaltige Oberburg mit ihren kyklopischen Mauern freigelegt. Die eigentliche Wohnstadt unterhalb der Burg blieb unerforscht, und Karo ging nun darauf aus, ihren Umfang festzustellen. Diese Untersuchung ergab eine weit ausgedehnte Stadt spätmykenischer Zeit. Die Forschungen wurden auch auf die Besiedelung der Landschaft in mykenischer und geometrischer Zeit ausgedehnt sowie auf die Nekropole von Tiryns, die noch ganz wenig erforscht war.

Es wurde festgestellt, daß die Hauptausdehnung der Unterstadt nach Westen, Norden und Osten ging; dort sind die Grenzen noch nicht gefunden. Der südliche Stadtteil war klein und wurde durch einen vorbeifließenden Bach begrenzt. Städtebaulich interessant ist, daß schon in dieser frühen Zeit — zwei Jahrtausende v. Chr. — die Mauerfluchten der Wohnhäuser, also auch der Straßen, im wesentlichen parallel zueinander laufen. Die Stadt scheint demnach nach einem einheitlichen System angelegt, wie es sonst in dieser Zeit noch nirgends festgestellt wurde.

Auf der Oberburg, westlich der Ostmauer des Palastes, hat man ganz unerwartet die Opfergrube eines Heiligtums gefunden, das in

nachmykenischer Zeit mitten in die Palastruinen gelegt worden war. Karo erblickt darin das Heiligtum der Hera. Massenhafte Funde entstiegen der Opfergrube: Terrakotten und Vasenfragmente, dazu große tönerne Relief-Gorgoneia.

Im Jahre 1927 wurde die Untersuchung der Unterstadt weitergeführt, wobei als Architekt Herr Privatdozent Dr. Sulze aus Dresden mitwirkte. Die Grabung ging bis in 6 m Tiefe und ergab 5—6 übereinander liegende Wohnschichten, die bis ins 3. Jahrtausend v. Chr. emporreichen. Die große Masse der Scherbenfunde wurde durch Herrn Dr. Kunze geordnet. Besonders wichtig ist, daß eine Reihe in sich geschlossener Gesamtfunde vorliegen, deren jeder einem bestimmten Zeitraum entspricht. „An keiner anderen Stätte", schreibt Karo, „ist es so wie hier möglich, die aufeinanderfolgenden Perioden einer städtischen Anlage klar zu scheiden. Wenn diese Arbeit durchgeführt wird, wird sie auch zur Aufhellung der Rassenprobleme im Peloponnes wesentlich beitragen." Dieses Urteil wird bestätigt durch keinen Geringeren als Geheimrat Professor Paul Wolters, der in einer Äußerung an die Notgemeinschaft bemerkt: „Wir dürfen hoffen, die Entwicklung von Kunst und Kultur in sicherer geschichtlicher Abfolge dem Boden abzugewinnen, damit Tatsachen für die Bevölkerungsbewegung des griechischen Landes festzustellen und das für eine Frühzeit, für welche die literarische Überlieferung verblaßt oder ganz stumm ist."

5. Prähistorische Grabungen in Ägina.

Die Ausgrabungen am Aphroditetempel in Ägina, schon in der Vorkriegszeit mit griechischen, sodann bayerischen Mitteln durch A. Furtwängler begonnen, jetzt mit Hilfe der Notgemeinschaft wiederaufgenommen, hatten Anfang 1927 die Freilegung auch der tiefen Schichten im Nordosten und Süden des Tempelfundaments in der Hauptsache erreicht. Namentlich im Osten des Tempels war die Befestigung der prähistorischen Ansiedlung und der Rest des an sie angelehnten großen Wohnbaues ebenso festgestellt, wie die weiter westlich liegenden, zu einem großen Teil vom Tempelfundament überdeckten prähistorischen Bauten. Noch nicht untersucht war das Gelände westlich des Tempels. Hier hatte zwar, um etwaige Reste des historischen Tempels zu finden, Furtwängler die oberen Schichten großenteils abgraben lassen und war dabei an mehreren Stellen schon in auffällig geringer Tiefe auf Mauern der prähistorischen Zeit, namentlich auf Befesti-

gungsmauern, gestoßen. Aber die Ausgrabung konnte nicht als abgeschlossen gelten, ehe auch nach Westen hin die Grenzen der vorgeschichtlichen Ansiedlungen festgestellt waren, und das um so weniger, als G. Welter aus seinen Untersuchungen die Hoffnung gewonnen hatte, daß gerade hier Reste der frühhelladischen Zivilisation zu finden wären. Die daraufhin erfolgte Fortführung der Grabungen haben bisher einen überraschend günstigen Erfolg gehabt und versprechen weiteren, wenn sie noch fortgesetzt werden können bis zu einem nicht in ungemessener Ferne zu erwartenden Abschluß. Allerdings werden dazu neue Mittel nötig sein.

Es ist jetzt klar, daß die älteste frühhelladische Ansiedelung westlich vom Tempel liegt. In mittelhelladischer Zeit wurde die Ansiedelung nach Osten erweitert, die späthelladische Ansiedelung griff noch weiter nach Osten über. Die Grabung hat den Verlauf des Mauerrings hier festgestellt, soweit er erhalten ist. Er lief in großem Bogen um den in vorgeschichtlicher Zeit viel flacheren Hügel herum, bildete also die Umwallung der ganzen Siedelung, nicht einer Burg allein.

Innerhalb der älteren Anlage westlich vom Tempel sollte die von Furtwängler nicht durchgeführte Untersuchung der ältesten Schichten nachgeholt werden. Sie begann etwa 50 m westlich vom Tempel, unmittelbar hinter der byzantinischen Festungsmauer am Nordrand des Felsens. Gleich im oberen Schutt fand sich in etwa 110 Scherben ein großer protokorinthischer Skyphos mit Reiterfries und oberem Mäander. Bis auf eine Scherbe von 2 qcm Größe ist das ganze Gefäß lückenlos zusammengesetzt. Dieser Fund beweist eine ungestörte archaisch-griechische Schicht; die jüngeren, namentlich die byzantinische darüberliegende, waren schon entfernt, darunter aber folgten weitere ungestörte Schichten und in ihnen eine Anzahl Gräber, nicht nur zahlreiche Kindergräber, wie in dem östlichen Teil der Ansiedelung. Man wird also zu erwägen haben, ob und wie auf Grund dieser Tatsache nun die westliche Grenze der Bewohnung zu ziehen ist. Das ist neben den zum Teil sehr erfreulichen Funden, die sich in den Bestattungen ergaben, und die bis zur späthelladischen Zeit heraufgehen, besonders wichtig. Die keramischen Funde sind in allen Schichten reichlich. Die drei frühhelladischen Schichten lieferten außer der gewöhnlichen Keramik auch Gefäße seltener und sonst unbekannter Formen, so ein frühminoisches Ringgefäß mit Ausguß und Bügelhenkel, ein frühkykladisches Gefäß mit Deckel, sehr schöne große monochrome, und andere von ungewöhnlichen Formen, kanneliert wie die soge-

nannte argivisch-minoischen, die nach ihrem Ton von den Inseln zu stammen scheinen, zahlreiche, etwa 30, sogenannte Entenkannen, die bis in mittelhelladische Zeit hineinreichen. Die mittelhelladische Schicht zeigte den gleichen Befund wie die von Stais im Osten des Tempels ausgegrabenen Häuser. Zum erstenmal seit 1897 konnte ein ungestörter Befund eingehend erforscht werden. Zwei klare Schichten enthalten eine große Menge Reste der üblichen äginetischen Gattung, daneben aber auch große Mengen importierter Ware, aus Böotien, von den Inseln usw. Die kretische Kamaresgattung (M. M. 2) ist durch einige sehr gute und ein hervorragend gutes Exemplar in vier Farben vertreten. Ein Grab der späthelladischen Zeit enthielt neben der üblichen Keramik auch eine sonst nur aus Sparta bekannte Gattung, ein Grab der protogeometrischen Schicht, sehr gut erhalten, außer keramischen Beigaben bronzene Finger- und Armringe und einen Spinnrocken von einer noch jetzt gebräuchlichen Form (Eisenstab, in der Mittel Schwungrädchen aus Blei).

Über die Hausgrundrisse wird man erst sprechen können, wenn die Ausgrabung sich noch weiter ausgedehnt hat. Aber der Ausdehnung ist ein Ende gesetzt. Im Westen treffen wir von einer bestimmten Grenze an die byzantinische Schicht unmittelbar auf dem Felsen liegend; hier muß die Grabung enden.

In den oberen jungen Schuttschichten wurden noch einige Skulpturen gefunden, wenige Fragmente, die zu dem Tempel gerechnet werden können, ein Urkundenrelief, ein ausgezeichnetes Fragment vom Hinterteil einer Sphinx aus parischem Marmor. Die Maße sind größer als die der schon von Furtwängler gefundenen, der Stil altertümlicher. Es würde zu der Zeit des Tempels (etwa 500 v. Chr.) passen.

Auch einige kleinere Bauten, die in die Zeit des archaischen Tempels gehören, ließen sich weiter im Westen nachweisen; ihre sehr tiefen Fundamente schneiden bereits in die mittelhelladische Schicht ein. Aber auch hier ist weitere Untersuchung nötig.

6. Die Wiederaufnahme der Grabungen in Ephesus.

Wer die Bedeutung der Wiederaufnahme der Ausgrabungen von Ephesus beurteilen will, muß einen Blick auf die gewaltigen Leistungen der österreichischen Archäologie in den 19 Jahren vor dem Weltkrieg tun. Hatte zuvor schon der Engländer Wood (1871) die Stelle

des hochberühmten Artemistempels in zäher Suche ermittelt, so waren es Otto Benndorf, Rudolf Heberdey und Josef Keil, die das große Stadtbild klärten, die Märkte, Theater und Stadion, Gymnasion, Bibliothek, Straßen, Hallen, Stadtmauern, Hafen und Totenstadt erforschten und dazu eine prachtvolle Aufnahme der Landschaft durch den Generalstabshauptmann Schindler herstellen ließen (vgl. Forschungen in Ephesus, Band I—III).

Mit Hilfe der Notgemeinschaft sowie anderer deutscher und amerikanischer Stellen wurden die Arbeiten 1926 aufgenommen, wobei Josef Keil, jetzt Professor in Greifswald, und Adolf Deißmann den Hauptteil der Arbeit übernahmen. Diese dauerten vom Anfang September bis Ende November. Das im Krieg verkommene Expeditionshaus wurde wieder zu einer brauchbaren Wohnstätte umgewandelt. Zunächst gelang es Keil, die altionische Stadt Ephesus dicht beim Stadion in tiefen Schichten nachzuweisen, und zwar an reichen Scherbenfunden aus dem 9. und 8. Jahrhundert v. Chr.

Auf dem Panajir-Hügel, der die ephesische Ebene beherrscht, fand man sodann einen heiligen Bezirk des Zeus, der Kybele und des Attis. Felseninschriften und Reliefs mit der Darstellung der von Löwen umgebenen Göttermutter bewiesen den aus altasiatischen Religionsvorstellungen übernommenen Kult. In der Stadt selbst kam ein römischer Serapistempel zum Vorschein, dessen Bezirk 180 : 75 m groß ist. Er gehört dem 2. Jahrhundert n. Chr. an. Ferner ein kunstvoll geschmücktes Nymphäum, ein Prachtbrunnen der trajanischen Kaiserzeit. Dort fand sich das Edikt des römischen Statthalters vom Jahre 44 n. Chr., das gegen Unsitten bei der Vergebung des Priesteramts der Artemis auftritt. Eine andere Urkunde belehrt uns über die Brotpreise. Dann wandte sich die Ausgrabung der christlichen Epoche zu. War schon früher die große Marienkirche, der Schauplatz wichtiger Konzile, freigelegt worden, so handelte es sich jetzt um eine der bedeutendsten Kult- und Pilgerstätten, die Siebenschläfergrotte mit ihren Kirchen und Katakomben. Die 18. Sure des Koran erzählt von den sieben jungen Männern, die dort während einer Christenverfolgung einschliefen und erst nach 200 Jahren aufwachten. Gewaltige Schuttmassen wurden abgetragen, bis man zu den Gräbern der ephesischen Christen, Märtyrer und Heiligen gelangte. Alle Typen von Gräbern fanden sich vor: Nischen- und Arkoseliengräber, Trog- und Senkgräber, dazu eine Unmasse von Tonlampen mit teils figürlicher, teils symbolischer Dekoration. Auch Wandgemälde be-

ginnen sich zu zeigen. Die dort gefundene Felsenbasilika ist 43 m lang.

Aber diese Kirche, errichtet vermutlich über den Gräbern der sieben Knaben, wird noch an Bedeutung übertroffen durch die auf dem Hügel der mittelalterlichen Burg liegenden großen Johanneskathedrale aus der Zeit Kaiser Justinians, die 1922 während der griechischen Okkupation von Professor Sotiriu zwar angegraben, aber unerledigt zurückgelassen wurde. Dieser das Grab des Evangelisten einst bergende Prachtbau soll nun ganz freigelegt werden. Viele seiner Fragmente wurden gesammelt und in einer modernen, verlassenen Kirche deponiert, darunter die Bauinschrift der Vorhalle.

Die Arbeit ist im September 1927 von Keil und Deißmann wieder aufgenommen worden und noch im Gange. Als Architekt fungierte 1926 Professor Dr. Max Theuer von der Wiener Technischen Hochschule, als archäologische Hilfskraft Dr. Franz Miltner. In diesem Jahre trat als Architekt hinzu Herr Regierungsbaumeister Dr. Hans Hoermann, der in dankenswerter Weise von der bayerischen Regierung zu diesem Zweck beurlaubt worden war. Besonders reichen Ertrag verspricht das sogenannte Prätorium, wo ein großer Säulenhof mit reicher Architektur und wichtigen Skulpturenfunden zutage tritt.

7. Die Beendigung der Ausgrabungen des Orakeltempels von Didyma.

Die Ergebnisse dieser großen Unternehmung der Berliner Museen, die 1906 begonnen hat und 1914 durch den Krieg unterbrochen wurde, schildern Th. Wiegands Berichte an die Preußische Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1908 (Anhang zu den Abhandlungen S. 11 ff.), 1911 (Anhang S. 1 ff.), 1924 (Abhandlungen d. Phil.-Hist. Klasse S. 1 ff.). Der letztere Bericht schloß mit den Worten: „Ehre und Ansehen der Berliner Museen erfordern, daß diese Arbeit zu Ende geführt werde, um so mehr als nur noch wenig fehlt, um eine volle Ernte einzubringen." Der ganze Tempel war bereits freigelegt, seine Größe auf 108 : 55 m festgestellt; die gewaltigen Werkstücke lagen geordnet auf dem den Tempel umgebenden Gelände, der Plan des Heiligtums war völlig klar, harrte aber noch der Aufnahme durch die Hand der Architekten. Ferner galt es, die das 50 m lange Adyton bedeckende byzantinische Kirche aufzunehmen und dann aus ihren Mauern die unzähligen Werkstücke herauszunehmen und zu ver-

messen, die vom „Naiskos" stammen, einem prachtvoll gearbeiteten viersäuligen prostylen Tempelbau ionischen Stils aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., der offenbar das berühmte Kultbild des Apollo von der Hand des sikyonischen Meisters Kanachos beherbergt hat, und der im Innern des Adytons stand. Dieses selbst war ein von den hohen Tempelwänden umgebener Garten unter freiem Himmel, in dem einst der Lorbeerbaum des Apollo beim Quell der Weissagung stand.

Erst im Jahr 1924 erlaubten es die politischen Verhältnisse, zum Ausgrabungsplatz von Didyma zurückzukehren. Die Mittel wurden in diesem Jahre teils vom preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung zur Verfügung gestellt, teils von der Notgemeinschaft, die auch für das folgende Jahr die Mittel zur vollen Beendigung bewilligte. Das bayerische Kultusministerium gewährte für die Architekten Prof. Dr. Hubert Knackfuß, Prof. Dr. Manfred Bühlmann und Regierungsbaumeister Dr. Hans Hoermann den erforderlichen Urlaub. Bis zum Ende des Jahres 1925 gelang es diesen Herren, den Tempel im Grundriß, in allen Längs- und Querschnitten, die Treppenhäuser, den inneren und äußeren Pronaos (Dodekastylos) aufzunehmen und Ansichten aller stehenden Teile anzufertigen, im Anschluß daran erfolgte die Aufnahme aller einzelnen Architekturglieder.

Die Auflösung des byzantinischen Kirchenfundaments ergab so viele Architekturstücke des Naiskos, daß es möglich war, ihn mit allen seinen ornamentalen Feinarbeiten bis ins letzte zu rekonstruieren. Dasselbe wird der Fall sein mit allen übrigen Teilen dieses größten antiken Heiligtums Kleinasiens. Außerhalb des Tempels stand außer zahlreichen Weihgeschenken das Prophetenhaus, ein dorischer Marmorbau, der über und über bedeckt ist mit den Namen der „Propheten", d. h. der Oberpriester des Apollo, die das Orakel erteilten. Der heilige Quell, aus dessen Wasser der Prophet durch Trank die Begeisterung des Wahrsagens gewann, ist ebenfalls gefunden. Die christliche Kirche hatte ihn zu einem „Hagiasma" umgewandelt. Die Züge des altertümlichen Kultbildes der Kanachos sind uns erhalten in mehreren Nachbildungen auf Reliefs späterer Zeit. Auch Reste des von den Persern 493 v. Chr. verbrannten älteren Didymeions haben sich gefunden. Unter den Hunderten von entdeckten Inschriften ragen besonders hervor die Baurechnungen des Tempels, die Verzeichnisse seiner überaus reichen Schätze an goldenen und silbernen Gefäßen, die Orakel und eine Marmortafel, die uns Kunde

bringt, daß die Goten im Jahre 263 n. Chr. das zur Festung umgebaute Heiligtum vergeblich belagert haben. Die Umwandlung in eine Kirche dürfte schon vor der Zeit Justinians erfolgt sein.

8. Die Wiederaufnahme der Ausgrabungen von Pergamon.

1878 begannen die Entdeckungen und Grabungen in Pergamon unter Führung Karl Humanns. Zehn Jahre hindurch wurde von den Berliner Museen dort gearbeitet, und die Ergebnisse sind sichtbar einesteils in dem Glanzstück der Museen, den Altarfriesen, andernteils in der großen, bis jetzt 11 Bände umfassenden Publikation, die unter Alexander Conzes Leitung stand. Nach zwölfjähriger, der Publikationsarbeit gewidmeter Pause übernahm das Deutsche Archäologische Institut die pergamenischen Grabungen, Conze und Wilhelm Doerpfeld leiteten von da ab jährlich während einiger Herbstmonate die Arbeit, die nun nicht mehr der Hochburg, sondern den großen Heiligtümern, Thermen, Palästren, Marktanlagen und Befestigungen des unteren Stadtberges galten. Auch hier setzte der Weltkrieg ein vorläufiges Ende. Nach dem Frieden von Lausanne und nach Beendigung der Grabung in Didyma konnten die Berliner Museen daran denken, die unfertigen Grabungen in Pergamon von neuem aufzunehmen mit dem Ziel, ein ähnlich umfassendes städtebauliches Ergebnis zu erzielen, wie es in Priene und Milet gelungen war. Die Mittel stellte die Notgemeinschaft zur Verfügung, die Leitung übernahm Th. Wiegand, unterstützt von Dr. E. Boehringer als Archäologen und dem ungarischen Architekten A. von Szálai. Die Arbeit, von türkischer Seite aufs wärmste begrüßt, begann im Früjahr 1927 und dauerte bis in den Juli. Zunächst wurde der im Volksmund sogenannte „Garten der Königin" untersucht. Es ist der höchste Punkt der Burg von Pergamon, mehr als 300 m über dem Meeresspiegel. Die Annahme, daß hier ein besonderes Heiligtum gelegen habe, erwies sich als nicht zutreffend. Vielmehr ergab die Grabung ein rein militärisches Bild: nicht weniger als fünf Arsenale, die größten über 50 m lang, sind gefunden worden; es sind lange, schmale Gebäude, deren Böden mit Holzbrettern bedeckt waren. Sie lagen auf Fundamentmauern, und diese waren mit verschiedenartigen, höchst interessanten Entlüftungsanlagen versehen, um die Böden trocken zu halten, die sowohl Kriegsmaterial als auch Vorräte von Getreide enthielten. Das

Kriegsmaterial, soweit es nicht verderblich war, nämlich die Wurfgeschosse aus Stein, lag in großen Massen rings um die Arsenale, ihre verschiedenartige Größe und ihr Gewicht erlaubte wichtige Schlüsse auf die Abwehrgeschütze, mit denen die Königsburg versehen war. Die Untersuchung von 900 dieser aus Trachyt bestehenden Kugeln ergab folgendes: Ihre Größe bewegt sich zwischen 40 und 14 cm Durchmesser. Das Höchstgewicht beträgt 78 kg oder drei Talente, das Mindestgewicht 6 kg. Die gefundenen Anlagen entsprechen den von dem hellenistischen Kriegsschriftsteller Philo von Byzanz gegebenen Vorschriften, und es ergibt sich die wichtige Feststellung, daß die von den Römern so oft gebauten granaria und horrea der Städte und Lager auf griechische Vorbilder zurückgehen.

Als zweites Objekt der Frühjahrsausgrabung 1927 wurde ein großer, palastähnlicher Bau aus bester Königszeit freigelegt, der von den Vorgängern einmal durch einen Versuchsgraben angetastet war und seitdem den Namen „Prinzessinnenpalais" erhalten hatte. Dieser Bau, in geringer Entfernung vom großen Zeusaltar, ist mehr als 50 m lang und enthielt ein Peristyl von etwa 30 dorischen Trachytsäulen. Der von diesen umschlossene Hof mißt etwa 18 : 18 m. Auf der Nordseite dieses Hofes liegt eine große Vorhalle und hinter dieser ein Kultraum mit Nische für ein Kultbild. Hier darf man einen der hellenistischen Herrscherkulte vermuten. In römischer Zeit ist der Kultraum verändert worden, und er mag seitdem zu einem Kaiserkult umgewandelt worden sein.

Die Aufgabe des Frühjahres 1928 wird sein, das hochberühmte, vor den Toren der Unterstadt liegende Asklepieion zu untersuchen, diese große Medizinschule, in der kein Geringerer als Galenos gelehrt hat. Zwei gewaltige Rundbauten treten dort schon jetzt zutage.

9. Die topographische Aufnahme von Demetrias-Pagasai.

Ein wichtiger Teil der von Dr. F. Stählin von August bis Dezember 1926 ausgeführten Reise in Thessalien galt der Vermessung der Doppelstadt Demetrias-Pagasai. Die Reisekosten wurden aus Mitteln der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes in Berlin, der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München und der Stadt Nürnberg bestritten. An Dr. Stählin schloß sich an Herr Dr. Ernst Meyer, Privatdozent in

Kiel, der eigene Unterstützungen von der Notgemeinschaft hatte. Zum äußeren Gelingen war wesentlich die Hilfe, die der deutsche Konsul Herr Scheffel in Volo gewährte. Er ließ die drei Mitarbeiter sein Landhaus benutzen, das im Stadtgebiet von Volo liegt. Das ersparte ihnen viel Geld und noch mehr Zeit.

Die Vermessung der Doppelstadt Demetrias-Pagasai dauerte vom 4. September bis 14. Oktober 1926. Die Aufnahme geschah mit einem Zeißischen Tachymeter. Er wurde von dem Nürnberger Landmesser Herrn Heidner bedient, den Dr. Meyer unterstützte. Dr. Stählin ging mit einem griechischen Diener die Strecke ab, ließ die Meßlatte an den aufzunehmenden Punkten aufstellen und zeichnete dabei Handskizzen mit Einzelmaßen. Aus den Aufnahmen und Zeichnungen wurde am Abend das betreffende Stück des Planes gezeichnet. Mitte Oktober nahm Dr. Meyer noch nach einem von Stählin entworfenen Plan eine große Reihe von Photographien auf, die alle Teile der Doppelstadt gut veranschaulichen.

Der ursprüngliche Plan der Aufnahme hatte sich auf die Stadtmauer beschränkt. In der Ausführung wurden dann aber auch die Reste im Innern, besonders die Ausgrabungen des Ephoros Arvanitopullos aufgenommen. Die Doppelstadt Demetrias-Pagasai ist sehr ausgedehnt. Die erhaltenen Teile der Mauern von Pagasai, die aus der Zeit Philipps II. stammen dürften, ziehen über die Höhen südlich bis Ligaroremma und steigen nördlich desselben auf den hohen Berg Kastro (200 m), wo die Akropolis lag. Die Nordmauer von Pagasai ist ganz verschwunden, da sie später als Material für den Bau der Mauer von Demetrias verwendet wurde. Nicht einmal ihr Verlauf läßt sich mit Sicherheit vermuten. Diese Stadt war aus dem Handelshafen im Tal des Ligaroremma allmählich erwachsen und war dann von Philipp II. gegen Pherai und die Thessaler mit einer großen Mauer befestigt worden. Die Anlage war aber unüberlegt und hatte viele Schäden, z. B. war die Akropolis ganz exzentrisch, die Stadt im Tal des Ligaroremma leicht angreifbar und durch einen gelungenen Angriff hier in zwei Hälften zu zerspalten. Deshalb hat Demetrios Poliorketes, als er daran ging, sich hier eine große Königsstadt zu bauen, die mißglückte Anlage von Pagasai ganz links liegen lassen und aus dem Gelände mit wahrhaft genialem Blick das Stadtbild herausgeschnitten, das Festigkeit, Verkehrstüchtigkeit und Schönheit in einzigartiger Weise vereinigte. Er legte die Stadt so an, daß sie zwischen den zwei natürlichen Häfen der dortigen Küste zu liegen kam, und umschloß mit der Mauer die Höhen von

Palati (180 m), die Ebene am Fuß und die Hügel bis zu der felsigen Ostküste. In der Ebene lag die Handelsstadt zwischen den zwei Häfen, auf den Hügeln waren die großen öffentlichen Plätze, auf den Bergen die Akropolis und die Königsburg.

Die klare Herausstellung dieses Städtebildes gehört schon zu den Ergebnissen der Expedition. Ihr Haupterfolg ruht aber darin, daß nun ein Plan 1 : 5000 von dem Gelände, den Stadtmauern und den Resten im Innern vorliegt, der als brauchbare Unterlage weiterer Forschungen dienen kann. Der Plan darf den Anspruch auf große Genauigkeit erheben. Er gestattet auch erst die Ausgrabungen von Arvanitopullos recht zu verstehen und zu beurteilen. Es wurden außerdem Originalaufnahmen im Maßstab 1 : 250 gemacht, die es gestatten, die Einzelheiten der hochinteressanten Baugeschichte zu erkennen. An den großen Türmen, in denen Arvanitopullos die bemalten Grabstelen fand, sind fast immer folgende Bauperioden zu unterscheiden: 1. Erbauung eines normalen Turmes zirka 10 : 10 m im Geviert bei Gründung der Stadt 293 v. Chr., 2. Zerstörung des Turmes 196—195 nach Kynoskephalai, wohl durch die Römer, 3. Neubau des Turmes aus dem Material des zerstörten Turmes 192—191 durch die Ätoler, 4. Erweiterung des Turmes durch Antiochos 191—190, 5. die literarisch bezeugte Zerstörung der Mauer durch die Römer nach Pydna 167 v. Chr. Sie betraf nur den Lehmoberbau, ließ aber den Steinsockel unberührt.

Viele Einzelheiten des Mauerbaues werden durch Philons Poliorketika erklärt; umgekehrt illustriert eine und die andere Besonderheit den Text des Philon, z. B. die kleinen schlechtgebauten Mäuerlein, die um die großen Türme laufen.

Manches Kopfzerbrechen auch noch in der Heimat machte die Rekonstruktion eines viereckigen Marktplatzes, der auch in den Ausmaßen an den sogenannten Kleinen Markt von Milet erinnert. Eigenartig sind die Reste auf einer vorspringenden Zunge der Stadtberge, die man für die Königsburg halten muß. Erhalten ist sehr wenig. Das Beste ist eine sehr dekorative Stützmauer aus fein geschnittenen Quadern mit leichter Rustika, die an Pergamon gemahnt. In der Mitte des oben leicht gewölbten Kalkrückens ist eine Höhle an einer künstlich abgearbeiteten senkrechten Felswand und über den Höhlenöffnungen etwa 3 m höher oben auf dem Felsen ein Altar mit einer Vorstufe aus dem gewachsenen Stein gehauen. Das Ganze lag wohl unter freiem Himmel und war von einer Temenosmauer umgeben,

die oben in prachtvollen Verzierungen aus Akanthos und lesbischem Kymation endigte. Das Heiligtum wird gewiß Religionsforscher interessieren. Die Bearbeitung des Materials liegt zunächst in den Händen des Herrn Dr. Stählin. Leider kann er, belastet mit den Geschäften des Direktorates am Melanchthongymnasium in Nürnberg, die Arbeit nicht so schnell fördern, als er wohl möchte. Immerhin ist im Entwurf die Beschreibung fast aller Teile fertig. Dr. Meyer hat vor allem den historischen Teil übernommen, eine Stadtgeschichte von Pagasai-Demetrias. Heidner hat die einzelnen Pläne gezeichnet und mit großer Mühe ein Modell der ganzen Doppelstadt im Maßstab 1 : 5000 aus Pappdeckelschichten und Plastilin aufgebaut. Wenn sich ein edler Gönner findet, soll das Modell in Gips abgegossen und durch Farbe gehoben werden. Die Veröffentlichung soll unter dem Namen der drei Mitarbeiter gemeinsam erfolgen; etwa Ende 1928 kann der Druck beginnen. Als Ort haben die Bearbeiter an die Athenischen Mitteilungen oder an ein Beiheft des Archäologischen Jahrbuchs gedacht. Der Plan soll nicht kleiner als 1 : 10000 veröffentlicht werden, dazu kommt eine Reihe von Einzelplänen, ferner viele Photographien.

10. Die Untersuchung der Rostra auf dem Forum Romanum.

Das Bauwerk der kaiserlichen Rostra am Westende des Forums ist mehrfach untersucht und von namhaften Forschern behandelt worden. Nach Jordan und Richter hat besonders Chr. Hülsen dem Denkmal seine Tätigkeit gewidmet und durch scharfe und geistreiche Kritik in seinen Ausgrabungsberichten die sehr verwickelte Frage entwirrt. Nach ihm hat E. van Deman das Bauwerk auf seine baulichen Bestandteile untersucht und zeitlich einzuordnen begonnen.

Trotzdem ist ein greifbares Resultat nicht vorhanden. Hülsen hat mehrfach betont, daß die Frage der Rostra nur gefördert werden könnte durch eine neue und wissenschaftliche topographische Aufnahme des Baues sowie durch Versuchsgrabung. Beides soll nun unternommen werden.

Die dabei entstehenden und zu lösenden Fragen, die Herr Oberstudiendirektor Dr. Scheel aufgestellt hat, sind folgende:

1. In welchem Verhältnis stehen die von Boni sogenannten Rostri Cesarei mit dem Rostrabau üqberhaupt?

[Grabung im Winkel beim Zusammentreffen des Clivus mit dem westlichen Rostrakern.]

2. In welcher Zeit ist die Schola Xantha südlich an die Rostra angesetzt, und was bedeckt sie an älteren Bauten, die etwa mit dem ältesten Rostrakern vor den Rostri Cesarei in Verbindung zu bringen sind?

   [Grabung am Nordwestrande der Schola Xantha, eventuell Fortnahme der modernen Einbauten.]

3. Welche Beziehung oder bauliche Verbindung hat das sogenannte Hemizyklium mit dem Arkadenbau am Clivus?

   [Grabung wie Nr. 1.]

4. Untersuchung des Gußkerns des Hemizykliums und der Plattenfront.

   [Grabung im Innern des Kerns hinter dem Brunnenschacht; wie sitzt er auf dem sullanischen Pflaster auf?]

5. Untersuchung der sogenannten augusteischen Ziegelmauer vor der Hemizykliumsfront und ihrer Fortsetzung nach Nordosten.

   [Grabung im Hof an der Nordostecke.]

6. Untersuchung der Ein- und Unterbauten des Quaderbaus.
7. Beachtung der verschiedenen Pflasterhöhen und der Entwässerungsbauten.
8. Vergleichung der übrigen Cäsar- und Augustusbauten auf dem Forum.
9. Ausschaltung unsicherer oder unbegründeter Bautenbenennungen.

11. Die Grabungen im Altbachgebiet zu Trier.

Der scharfen Beobachtungsgabe Prof. Siegfried Loeschckes ist es zu danken, daß am Südost-Rande der alten Kaiserstadt, nahe dem Altbach und dem Amphitheater, ein archäologisch wie religionsgeschichtlich gleich wichtiges Gebiet entdeckt wurde, in dem nicht weniger als 30 verschiedene vorchristliche Kultbauten lagen. Der ganze heilige Bezirk ist 200 m lang, 100 m breit und wird auf zwei Seiten durch Säulenhallen begrenzt. Die gefundenen Heiligtümer beginnen zeitlich mit dem 1. Jahrhundert n. Chr. und enden mit einer Brandkatastrophe im 3. Jahrhundert. Das genaue Zerstörungsdatum ist nach den Münzfunden vermutlich 337.

Freigelegt sind zahlreiche kleine Kapellen, große, rechteckige, mit Säulenhallen umgebene Tempel, auch drei Rundtempel und ein prostyler Bau. Dazu kommen wichtige Inschriften, Kultbilder, Altäre, kleinere Votive und Münzen. Eine Fülle von römischen, keltischen und germanischen Gottheiten sind festgestellt: Aveta, Ritona und Icovelauna sind die von den Treverern hochverehrten Muttergottheiten, neben ihnen erscheint Epona als die Schützerin der Pferdezucht und Artio, die Gebieterin des Ardenner Waldes. Von männlichen Gottheiten ist der reitende Jupiter, Herakles und der Kriegsgott Mars Intaboros zu nennen; ganz neu erscheint der Deus Pisintos, dem noch in historischer Zeit Menschenopfer dargebracht wurden. Selbstverständlich fehlte nicht der Handelsgott Mercurius = Esus. Das Kultbild eines stiergestaltigen Wassergottes fand sich noch an seiner alten Stelle in der Kapelle, und im Mithraeum lag umgeworfen die Darstellung der Geburt des Gottes. Auch die Götter des Zufalls hatten hier die Stätte ihrer Verehrung. Der Reichtum an Kultstätten ist noch nicht erschöpft. Während diese Zeilen niedergeschrieben werden, sind weitere drei Tempel zutage getreten. Die Untersuchung war umso notwendiger, als das ganze Gebiet später durch die Stadtverwaltung aufgeschüttet und mit Straßenquartieren bedeckt werden wird. Es wird dann für immer der Forschung entzogen sein. Es ist daher gerechtfertigt, die Aufklärung bis zum möglichsten Grade des Erreichbaren durchzuführen.

Völker- und Kulturzusammenhänge im Alten Orient

Prof. Dr. Ernst Herzfeld, Berlin

Die Ausgrabungen und Forschungen der letzten Jahrzehnte und vor allem der letzten Jahre auf dem Gebiete des Alten Morgenlandes haben eine Menge neuer Tatsachen archäologischer und sprachlicher Art unserem Wissen erschlossen, die den Historiker zwingen, die Fragen der ältesten Völker- und Kulturzusammenhänge neu zu formulieren und neue Antworten auf sie zu suchen.

Neben so vielen anderen Aufgaben hat die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft auch alle deutschen Forschungen auf diesem kulturwissenschaftlichen Gebiete unter ihren Schutz genommen und hat Reisen, Grabungen und Veröffentlichungen vieler einzelner Forscher ermöglicht, deren Arbeiten, an verschiedenen Punkten ansetzend, heute schon anfangen, sich zu einem großen Gesamtbilde der ältesten morgenländischen Kulturen zusammenzufügen.

In Ägypten hatten die ersten Entdeckungen prädynastischer Fundstätten zu verschiedenen Deutungen Anlaß gegeben, bis aus dem fortschreitend zunehmenden Stoffe die Erkenntnis herauswuchs, daß von der Steinzeit in die älteste geschichtliche Zeit hinein eine ungestörte, von ein und demselben Volkstum getragene Kulturentwicklung sich im Niltale abgespielt hat.

Im alten Babylonien, als geographischer Terminus, befinden wir uns heute in der Lage, die die Ägyptologie im Augenblick der Entdeckung der ersten prädynastischen Funde einnahm. Es liegt auf der Hand, daß wir in einem solchen Augenblick höchstens Fragen stellen, aber kaum sie wirklich beantworten können. Bis zum Bekanntwerden der Ergebnisse der letzten Nachkriegsgrabungen war der Befund derart, daß wir eine zwar von zwei grundverschiedenen ethnischen Elementen getragene, dennoch aber durchaus einheitliche Kultur feststellen konnten. Das eine dieser Völker waren die immer noch mit keinem anderen Volke in sicheren Zusammenhang zu bringenden Sumerer, das andere waren Semiten, die wir nach ihrer ältesten Reichsgründung um 2750 v. Chr. Akkader nennen. Da dies semitische

Element im Laufe der Jahrtausende immer frischen Zustrom durch Einwanderung erhielt, das sumerische aber nicht, so setzte sich nicht nur die akkadische Sprache auf die Dauer als lebende Sprache durch, sondern das sumerische Element wurde im Laufe des 3. Jahrtausends von dem semitischen aufgesogen und verschwindet aus der Geschichte. Nur die typischen Lautveränderungen, die alle semitischen Sprachen Babyloniens bis hinab zur arabischen Eroberung erlitten, zeigen die außerordentliche Nachwirkung des sumerischen Rassenelementes.

Ältere Anschauungen, die darauf hinauskamen, den Sumerern überhaupt eine tatsächliche Existenz abzusprechen, sind durch Eduard Meyers Abhandlung „Sumerer und Semiten in Babylonien", in welcher das Problem zum erstenmal mit archäologischem Stoff und Methoden, anstatt der philologischen, angegriffen wurde, ein für allemal beseitigt worden. Andererseits schränkte diese Abhandlung die dem gegenüberstehende Anschauung von dem unbedingten Vorrang der Sumerer in der Schaffung der altbabylonischen Kultur stark ein. So hat sie die wissenschaftliche Stellungnahme diesen Problemen gegenüber bis heute ganz maßgebend bestimmt, etwa in dem Sinne, daß die semitischen Akkader wenn auch nicht das ältere ethnische Element im Lande, so doch das für die Kulturentwicklung wirksamere gewesen wären. Seither ist ein ins Unübersehbare wachsender Stoff neu hinzugekommen, auf dem Gebiete der geistigen wie dem der materiellen Kultur. Und wir fangen heute an, einen Blick in die selbst für dieses Land uralter Geschichtlichkeit noch vorgeschichtliche Epoche zu tun, die durch neue Entzifferungen vielleicht auch bald im vollen Licht der Geschichte vor uns liegen wird. Und in diesem Augenblick ahnen wir, daß die damals fast als endgültige Lösung erscheinende Formel Eduard Meyers diese Endgültigkeit doch noch nicht besitzt. Denn wir können heute schon das Sumerertum erstens in beträchtlich höheres Alter zurückverfolgen, wir sehen seinen Einfluß auf das gesamte Geistesleben auch der Semiten immer stärker hervortreten, und endlich erkennen wir seine ursprünglich weitere geographische Ausdehnung.

Es war immer bekannt, daß neben vielen geographischen Namen und den Bezeichnungen der bezeichnendsten Landeserzeugnisse, wie der Palme, z. B. die Namen der Flüsse, des Euphrat und des Tigris und gerade auch des nördlichen Nebenflusses des Euphrats, des Khabur, sumerisch waren. Nunmehr hat der Zufallsfund einer altsumerischen Statuette in Istabulat bei Samarra, d. h. schon außerhalb des eigentlichen Babyloniens (jetzt in Oxford), einer anderen in

Kerkuk (jetzt im British Museum), ferner die Aufdeckung der nach unserer heutigen Erkenntnis als sumerisch zu bezeichnenden beiden ältesten Kulturschichten von Assur, endlich aber Freiherr v. Oppenheims Entdeckung, der kolossalen Basalt-Bildwerke in der Nachbarschaft von Tell Halaf bei Ras al-ain im nördlichen Mesopotamien, die wir als die ältesten überhaupt bisher im Vorderen Orient bekanntgewordenen Denkmäler bis in die Mitte des 4. Jahrtausends zurückdatieren müssen, — nunmehr haben diese Funde die früher fast allein aus dem einen Flußnamen Khabur „Fischfluß" zu erschließende weite nördliche Ausdehnung des Sumerertums zu einem schwerwiegenden Faktor in der Beurteilung der Völker- und Kulturzusammenhänge gemacht.

Die fortlaufende Erschließung neuer literarischer Texte bestätigt und erweitert gleichzeitig die Bedeutung des Sumerertums für das geistige und staatliche Leben der Semiten, so wenn wir heute imstande sind, den semitischen Gesetzeskodex als sumerischen Ursprungs zu erkennen.

In weit höheres Alter können wir die Sumerer zurückverfolgen durch die Entdeckung — zuerst vereinzelt in Ur oder Kish, dann erst im letzten Jahre in großer Zahl in Djambat Nasr bei Kish — von Tontafeln, auf denen wir die bisher älteste Schrift, noch nicht Keilschrift und doch schon nicht mehr Bilderschrift, kennenlernen, die sumerisch ist, eine Entdeckung, die von vornherein den — in Ägypten anfänglich begangenen — Irrtum ausschließt, diese von der seit 3000 v. Chr. bekannten so sehr abweichende Kultur, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, als eine einem andern Volke als den Sumerern angehörige zu betrachten. Ebenso aber können wir heute die Semiten in Babylonien in dies hohe Altertum zurückverfolgen, nicht in ihren Kulturerzeugnissen, sondern unmittelbar somatisch. Denn wenn die Untersuchung der in den ältesten Gräbern der sumerischen Kultur von Tell al-'Ubaid gefundenen Skelette das Ergebnis gezeitigt hat, daß zwischen ihnen und den Arabern kein grundsätzlicher Unterschied besteht, so werden wir nicht folgern dürfen, daß die Sumerer den Arabern nächst verwandt waren — was nach Ausweis der Bildnisse und der Sprache nicht zutrifft —, sondern vielmehr daß, soweit wir überhaupt den Menschen im alten Babylonien zurückverfolgen können, hier Sumerer und Semiten untrennbar zusammen erscheinen, die untersuchten Skelette aus dem sumerischen al-Ubaid also Individuen akkadischer Rasse angehören.

Auch die kunstarchäologischen Beweisstücke gestatten heute keinen anderen Schluß. Die große Zahl von Bildwerken, die heute den vor fast 20 Jahren bekannten Stoff vermehrt, läßt sich nicht mehr, wie es früher trotz einiger etwas Verlegenheit bereitender Ausnahmen möglich war, nach einfachen Kriterien, hauptsächlich Gesichtstypus, Haar- und Barttracht, Kleidung und Schmuck, in Sumerer und Semiten sondern. Damit ist nicht etwa gesagt, daß nicht beide Völker unterschiedlich dargestellt wären, sondern nur, daß beide mehr von diesen der Mode unterworfenen Dingen gegenseitig ausgetauscht haben, als daß eine reinliche Scheidung danach durchführbar wäre. Trotz der Vermehrung des Stoffs an Bildwerken, sind sie — die sich ja von kurz vor 3000 v. Chr. bis 1800 v. Chr., also über mehr als ein Jahrtausend, erstrecken — noch nicht zahlreich genug, um aus ihnen allein ein Urteil über die Einheitlichkeit oder aber dem zwiefachen Ursprung dieser Kunst zu erlauben. Dennoch können wir darüber urteilen, denn es tritt hier ein andrer Stoff ein, der in mehr als ausreichendem Maße über die ganze Periode, ja im Anfang weit über sie hinaus, verteilt ist: die Siegel, Petschafte wie Rollsiegel.

Die wissenschaftliche Behandlung dieses Gebiets steckt noch in den Anfängen, weil seine rein archäologische Bedeutung nicht genügend erkannt ist, und bisher, wie in alter Zeit in der klassischen Archäologie, das Interesse am dargestellten Gegenstand, in diesem Falle also meist das mythologische und religionsgeschichtliche, die Methode der meisten Arbeiten über Siegel beherrscht. Es gibt eine völlig ausreichende Zahl von Siegeln geschichtlicher Personen oder aber sonst durch ihre Inschriften datierbarer Siegel, um die ganze Menge geschichtlich zu ordnen, und neben ihrer Reihenfolge auch in Stilgruppen nebeneinander zu klassifizieren. Dabei stellt sich schnell heraus, daß der Stil der Siegel jeweils dem Stile der gleichzeitigen sonstigen Kunstwerke entspricht. Die Bedeutung der Siegel für die Kunstarchäologie ist also, daß sie den breiten Untergrund bilden, aus dem die sonstigen Kunstwerke herausragen. Ohne die Siegel wären jene in ihrer Vereinsamung unverbunden; die Siegel aber lassen gar keine Zweifel über das Verbundensein, das Wachstum der großen Kunst, und das Ergebnis dieser Studien ist, daß die künstlerische Entwicklung von den ersten um oder etwas vor 3000 v. Chr. zu datierenden Denkmälern an, bis zum Ende der „ersten Dynastie von Babylon" im 18. Jahrhundert v. Chr., welches zugleich das Ende der altbabylonischen Kultur bedeutet, als eine durchaus einheitliche erkannt werden kann. Würden

wir die Betrachtung auf die übrigen Bildwerke beschränken, so würde der Vergleich von Meisterwerken der verschiedenen Epochen, wie die Votivtafeln Ur-Ninas, die Geierstele Eannatums, die Stele Sargons von Agade, die Siegesstele Naram Sins, die Bildwerke Gudeas und Hammurabis leicht auf den Gedanken des Nebeneinanderbestehens einer sumerischen und einer semitischen Kunst im alten Babylonien führen. Die Siegel erweisen die Entwicklung als einheitlich und ununterbrochen.

So stellen uns die kunstarchäologischen Untersuchungen erneut vor die Frage, welches der beiden von Anfang an so untrennbaren Völker der eigentliche Träger der künstlerischen Seite der altbabylonischen Kultur gewesen ist. Aus Gründen, die zum Teil weit außerhalb des in Untersuchung stehenden Gebiets liegen, möchte ich diese Frage ganz und gar zugunsten der Sumerer beantworten. Daß die Sumerer die Schöpfer der Schrift, und damit eines großen, gewiß des größten Teils der Literatur waren, wird nicht bezweifelt. Sie waren ebenso gewiß die Schöpfer der staatlichen Organisation, die man fast an sich als unsemitisch bezeichnen kann. Betrachten wir aber die Rolle, die semitische Völker sonst auf dem Gebiete der bildenden Kunst gespielt haben, so wird man an dem angeborenen Mangel der Semiten an Begabung für darstellende Kunst nicht zweifeln können: in Assyrien erscheint die bildende Kunst erst im Augenblick, wo sich das rassenmäßig erschöpfte semitische Element durch Verpflanzung ganzer fremdrassiger Stämme nach Assyrien ergänzt. Die Aramäer und die Juden haben niemals irgendwelche bildende Kunst von Bedeutung hervorgebracht. Doch wo, z. B. in Nordsyrien, seit dem Beginn des ersten Jahrtausends eine aramäische Bevölkerung eine ältere, dem hettitischen Kulturkreise angehörige Schicht ersetzt hat, bleibt die nun unter aramäischer Herrschaft erzeugte Kunst völlig hettitisch. Die Phönizier haben ägyptische Kunst ihres symbolischen und religiösen Gehalts entleert, in geringerem Grade auch babylonische Kunst, sie haben so eine — durchaus semitische — Abstraktion geschaffen, von ungeheurer Bedeutung, weil erst in dieser phönizischen Abstraktion diese Kunst zum Export geeignet und den Griechen annehmbar werden und so die beginnende hellenische Kunst so stark beeinflussen konnte. Aber kunstschöpferisch waren die Phönizier ebensowenig wie irgendwelche anderen Semiten. Und endlich wiederholen sich alle die Vorgänge, die wir hier und dort beobachten können, in vollem Licht bei der Genesis der islamischen Kunst, bei der das semitisch-arabische Element wieder

als schöpferisches nicht in Wirksamkeit tritt, sondern nur als abstrahierendes, und durch die Abstraktion ausgleichendes, eine neue Einheit begründendes. Danach wird man die Sumerer als wirkliche Schöpfer und Träger der künstlerischen Kultur des alten Babyloniens ansehen müssen.

Bisher ist noch keinerlei Rücksicht und Bezug genommen auf einen Umstand, der, wie die allerletzten Entdeckungen ahnen lassen, bald von grundlegender Bedeutung für unser Verständnis der Kultur und Völkerzusammenhänge, nicht nur des Vordern Orients, sondern ganz Asiens im höchsten Altertum werden dürfte. Seit 20 Jahren sind die ältesten Kulturschichten von Susa, der Hauptstadt von Elam, bekanntgeworden, deren maßgebendes Merkmal, neben den Kupfer- und auch schon Bronzegeräten, eine überraschend vollendete, bemalte Keramik ist. Es kann nicht bezweifelt werden, daß diese Keramik als Ganzes an den Anfang der elamischen Geschichte gehört. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß dort zwei Klassen von Keramik, die seither als Susa I und Susa II bezeichnet werden, vorhanden sind; von denen Susa II durch ihre inhaltlichen engen Beziehungen zu den inschriftlich datierten ältesten Gegenständen aus Südbabylonien in die Zeit um die Wende des 4. zum 3. Jahrtausend festgelegt ist. Alles andere, besonders die relative Datierung der beiden Gattungen, erscheint mir ungewiß; denn die örtliche Beobachtung der Fundumstände und Fundschichten ist so vollständig ungenügend, so voll von unlöslichen Widersprüchen, daß eine wissenschaftliche Untersuchung, die darauf Rücksicht nimmt, nur irregeführt wird. — Neben dieser Keramik stammen aus den ältesten Schichten von Susa auch Dokumente in einer noch unentzifferten, protoelamisch genannten Schrift, die später von der elamischen Keilschrift ersetzt ist.

So erschien von Anfang an die älteste elamische Kultur als eine von der benachbarten sumerischen durch wesentliche Merkmale unterschiedene, und dieser Eindruck bleibt auch bestehen, wiewohl er durch die allerneuesten Entdeckungen ein wenig modifiziert wird. Die Tatsache ist deshalb so auffällig, weil es zwischen dem sumerischen und dem elamischen Gebiet eine geographische Grenze nicht gibt, und es so gut wie unvorstellbar ist, daß an zwei so nahe benachbarten Punkten genau gleichzeitig zwei unabhängige Kulturen mit eigenen Schriften geschaffen sein sollten. Dem Fehlen der geographischen Grenze entspricht auch der von Anfang an eng verbundene Verlauf der geschichtlichen Entwicklung des elamischen und des sumerischen Gebietes, die

also eigentlich nur ethnisch und sprachlich voneinander verschieden sind.

Bis vor kurzem fehlte die durch ihre bemalte Keramik gekennzeichnete Kultur im sumerischen Gebiet vollständig. Die ganz vereinzelten Scherben, von denen zwei oder drei in Tello und Fara zutage kamen, waren deutlich Einfuhrstücke. Und trotz neuer Funde aus noch älterer Zeit bleibt die Tatsache, daß Babylonien und Assyrien das ganze 3. und 2. Jahrtausend hindurch keine bemalte Keramik erzeugt haben.

Die durch die bemalte Keramik gekennzeichnete Kultur ist seither an folgenden Orten nachgewiesen worden: Noch gleichzeitig mit den Funden von Susa in den nordwestlichen benachbarten Gebirgsteilen, mit der wichtigsten Station Tepe Mussian. Bald darauf kamen in Samarra am Ostufer des Tigris, schon außerhalb der eigentlichen babylonischen Tiefebene, unmittelbar unter dem Pflaster islamischer Bauten des 9. Jahrhunderts n. Chr., Begräbnisstätten mit Beigaben bemalter Keramik zutage. Diese Keramik hat Beziehungen zu Susa II und Tepe Mussian, weniger zu Susa I. Besonders wegen des Fundes eines kleinen vierkantigen Stiletts aus Eisen habe ich mich lange gesträubt, die Samarra-Keramik, deren jetzt in Vorbereitung befindliche Veröffentlichung dank der Hilfe der Notgemeinschaft bald bevorsteht, der susischen gleichzeitig zu halten, eine Anschauung, die heute durch neue Entdeckungen notwendig wird. Die Keramik von Samarra ist von der Assur-Expedition auch an anderen Fundstätten nördlicher am Tigris festgestellt worden. In Assur selbst dagegen, dessen zwei älteste Schichten ja immer noch mehrere Jahrhunderte jünger zu sein scheinen — ganz zweifellos ist dieser Zeitunterschied nicht —, kommt wohl etwas einfach bemalte Keramik vor, aber nicht eine zu Samarra, Mussian oder Susa gehörige. Diese ältesten Schichten von Assur sind eben, ganz überraschenderweise, sumerisch, eine nördliche, nur örtlich unterschiedliche Ausbildung der Kultur des südlichen Babylonien.

Unter der Samarra-Keramik hatten sich wenige fremdartige Stücke gefunden, die damals von Sachkennern als minoisch, also kretisch, oder aber als altkleinasiatisch, also hettitisch, in Anspruch genommen wurden. Tatsächlich aber haben die gleichzeitigen Entdeckungen Freiherrn v. Oppenheims im Tell Halaf bewiesen, daß sie zum nordmesopotamischen Kreise gehören, der für uns durch den Tell Halaf vertreten wird. Die vereinzelten Stücke von Samarra sind ebenso

Import von Nordmesopotamien her, wie einige fremdartige im Tell Halaf gefundene Stücke Import von Samarra bzw. des durch Samarra vertretenen Gebietes bedeuten. Die sonst klar unterschiedenen Kulturen von Tell Halaf und Samarra sind also gleichzeitig, und gleichzeitig mit Tepe Mussian und Susa II, d. h. um 3000 v. Chr., datiert. Daß man die Tell Halaf-Scherben aus Samarra anfänglich als minoisch oder hettitisch ansah, ist dabei ganz berechtigt; denn die Tell Halaf Keramik steht, ihrer geographischen Lage entsprechend, in nahen Beziehungen zu diesen westlichen Ländern. Es genügt hier, anzuführen, daß die ältesten Funde aus dem armenischen und dem Kaukasusgebiet, aus dem inneren und westlichen Kleinasien, aus dem Balkan und endlich von den griechischen Inseln und von Kreta sich eng mit der Kultur der südöstlichen Stationen berühren, so eng, daß die Frage nicht mehr abgewiesen werden kann, worauf dieser Zusammenhang beruhte.

Auf der andern Seite können wir diesen Kulturkreis noch weiter nach Südosten verfolgen. In Rēshahr bei Bushire am Persischen Golf ist eine rohe, aber der von Tepe Mussian und Samarra nah verwandte Keramik gefunden worden. Wie immer, gehört sie einer frühen Bronzekultur an. Rēshahr war in viel späteren Zeiten ein Emporium des Perlenhandels. Meine letzten Funde im inneren Persien beweisen, daß dieser Perlenhandel schon in der prähistorischen Zeit blühte. Also dürfen wir, trotzdem unmittelbar vergleichbare Stücke noch nicht vorliegen, die uralten Tumuli der Perleninsel Bahrain, wo auch andre Funde des 3. Jahrtausends gemacht sind, auch in den besprochenen Kulturkreis einbeziehen.

Die deutliche Abgrenzung der beiden benachbarten, uralten Kulturen, der elamischen mit ihrer bemalten Keramik und der sumerischen ohne diese, ist durch die Entdeckungen an den sumerischen Ruinenstätten Abu Shahrain, Tell al Ubaid, Ur, Kish und Djamdat Nasr unweit Kish, das heißt also den uralten Siedlungen entlang dem arabischen Rande des babylonischen Alluviallandes, in den letzten fünf Jahren scheinbar verwischt worden. — In Tell al-ʿUbaid und Abu Shahrain — nur das letztere mit dem alten Eridu identifizierbar — ist die Keramik von Rēshahr gefunden worden, und zwar in Schichten, die urkundlich in die letzten Jahrhunderte vor 3000 v. Chr. zu datieren sind. In ihrer Technik, Brand und Ton, steht sie der Samarra-Ware sehr nahe, auch darin, daß sie fast immer überbrannt ist, ein Kennzeichen, das auch den ältesten Waren des griechischen

Inselkreises eignet, und das in der mangelnden Fähigkeit die Hitze zu regulieren begründet ist. Aus dem gleichen Grunde ist die Susa I-Ware fast immer unterbrannt. Unter den zwei Gruppen der susischen Keramik ist es Susa II, zu der diese sumerische Ware die näheren Beziehungen hat als zu Susa I. In künstlerischer Hinsicht stehen sowohl Samarra wie die beiden Stile von Susa recht hoch über dieser Ware. — Noch bedeutungsvoller sind für diese Zusammenhänge die Grabungen von Ur geworden, durch die zahlreichen anderen Fundgegenstände in den Gräbern mit keramischen Beigaben. Ein überraschender Reichtum an Bronzen, Waffen, Geräten und Gefäßen, an Gold und Silber, und zwar wieder sowohl Prunkwaffen als Schmuck, ist dort zutage gekommen. Scheinbar spielt bloßes Kupfer hier noch eine große Rolle. Indes ist die Unterscheidung von Kupfer und Bronze ja etwas fließend, und die Menge vorhandener Bronze genügt, um die ganze Kultur als frühbronzezeitlich zu bezeichnen. Die Grabungen von Kish vermehren diesen Stoff beträchtlich, und die nun schon ansehnliche Anzahl der Fundstätten, die alle örtliche Unterschiede aufweisen, etwa in dem Grade wie gleichzeitige verschiedene Werkstätten oder Meisterhände sich unterscheiden, gestattet heute schon eine gewisse zeitliche Gruppierung dieser Funde zu versuchen, deren verschiedenen Stufen man vorläufig eine Zeitspanne von zusammen einigen Jahrhunderten zuzuweisen geneigt ist. Diese Kulturen wären danach von etwa 3500 bis 3100 v. Chr. anzusetzen. Der allerletzte dieser Fundorte, Djambat Nasr, hat nun ein Ergebnis gezeitigt, das nicht ganz unerwartet kam, und auf das schon oben angespielt ist: Mit den Grabfunden von innerhalb dieser Grenzen ältestem Charakter sind eine bedeutende Menge von Schrifturkunden gefunden worden, die eine nicht mehr wirklich hieroglyphische, aber noch gar nicht Keilschrift gewordene Schrift aufweisen.

Aus diesem letzten, sehr schwerwiegenden Umstand, ergeben sich sogleich zwei wichtige Folgerungen. Erstens: die ältesten Kulturschichten in Babylonien, um 3500 v. Chr., gehören bereits den Sumerern an, und zweitens: wir stehen hier durchaus nicht an einem Anfange, sondern lange Entwicklungen müssen noch vorher stattgefunden haben. Hier handelt es sich nicht mehr um Jäger, Viehzüchter oder primitive Ackerbauer, sondern um Völker, die schon staatlich organisiert lebten, die nicht nur viele Handwerke und Künste, sondern die schon Wissenschaft besaßen. Diese Feststellungen bewahren uns auch von vornherein, in Irrtümer zu verfallen — die schon be-

gangen sind —, wo es sich um eine Erklärung der Zusammenhänge dieser Kultur mit den ältesten Bronzekulturen in Indien oder im Norden handelt: Aus wesentlich jüngeren, ohne genügenden Grund als „indo-sumerisch" bezeichneten Funden in Indien kann auf eine Herkunft der Sumerer aus Indien natürlich nicht geschlossen werden. Ebensowenig wird man, wo die Berührungen dieser alten Kultur mit Europa oder Nordasien einsetzen, geneigt sein, an eine kulturelle Abhängigkeit dieser hochentwickelten Staatenbildungen von den auf tieferer Stufe gebliebenen Jägern und Viehzüchtern zu glauben.

Die Grenzen zwischen den beiden benachbarten Kulturen, der sumerischen und der elamischen, schienen verwischt zu sein, aber sie sind es doch wirklich nicht. Die Tatsache bleibt bestehen, daß noch vor 3000 v. Chr. die bemalte Keramik aus Sumer verschwindet. Hier liegt eine Stiländerung auf diesem einen Gebiete der Kunst vor, ohne ethnische Verschiebung, wie es ja ebenso im ältesten Ägypten zu beobachten ist. Dagegen wird man annehmen müssen, daß in der Urzeit Babyloniens, die uns jetzt eben erst anfängt zugänglich zu werden, neben den zwei Völkern der Sumerer und Semiten, ein drittes ethnisches Element an der Schöpfung der sumerischen Kultur beteiligt war, das wir nun näher umschreiben müssen.

Die bisher erwähnten Fundorte der durch die bemalte Keramik gekennzeichneten Kultur sind durch meine letzten Reisen unerwartet vermehrt worden. Lagen sie bisher am westlichen Rande des iranischen Hochlandes, so sieht man nunmehr, daß sie sich über das ganze Hochland ausdehnen, und nicht nur das, sondern die Dinge, zu denen man in Babylonien nur am Ende jahrzehntelanger Grabungen gelangt ist, liegen auf dem iranischen Hochland überall offen zutage. Dadurch wird von vornherein der Eindruck erzeugt, daß die westlichen Vorkommen nur Ausstrahlungen, das Hochland selbst aber die eigentliche Heimat dieser Kultur ist, eine Auffassung, die aufs beste die schon früher beobachteten Beziehungen der westlichen Vorkommen zu noch zu erwähnenden verwandten Vorkommen am nördlichen und östlichen Rande erklären würde. Die neuen Tatsachen sind:

In Persepolis findet sich die Keramik von Susa I so übereinstimmend, daß ich unterscheidende Merkmale bisher nicht definieren kann. Nicht Keramik, aber dieser Frühkultur angehörige Bronze- und Steingegenstände kommen aus Kirman im Südosten, und aus der Stadt Isfahan nördlich von Persepolis und östlich von Susa. Aus dem Gebiet zwischen Isfahan und Hamadan stammt, aus zwei Hügeln

bei Gulpaigan und bei Nihawand, eine Keramik, die sich untereinander nur wie die Erzeugnisse zweier nebeneinander arbeitender Künstler unterscheidet, und unter der eine Reihe von Stücken vorkommen, die mit den besten Stücken von Susa II so übereinstimmen, daß man sie nicht unterscheiden kann, in Ware, Form und Bemalung. Das wichtigste bei diesen zwei Fundorten ist, daß neben der Keramik, Bronze, Silber, Gold und Steinsiegel reich vertreten sind. Da die Keramik die von Susa II ist, so ist schon dadurch eine zeitliche Bestimmung um 3000 v. Chr. gesichert. Dazu aber stimmen die Bronzewaffen und -geräte, Toilettengegenstände, die bronzenen und silbernen Gewandnadeln, kupferne, silberne und goldene Ohrringe, Diademe und sonstigen Schmuckgegenständen genau zu den in die Zeit vor 3100 v. Chr. zu datierenden ältesten Funden von Ur in Sumer. Die Siegel aber, in Knopfform, sind identisch mit solchen in Susa gefundenen und mit einer großen Menge von altkleinasiatischen Siegeln, die danach wesentlich älter angesetzt werden müssen, als dies bisher geschehen ist, nämlich an den Ausgang des 4. Jahrtausends. Erwähnung verdient, daß auf der Keramik auch einige Motive der prädynastisch-ägyptischen Keramik und unter den Kupfersachen Gegenstücke zu den uralten Tonfiguren der sogenannten „Klagefrauen“ aus Ägypten vorkommen, und auf der andern Seite die gleichen Ohrringe, die uns aus dem Übergang von Steinzeit zu ältester Bronzeit aus Nordeuropa bekannt sind. Diese beiden Feststellungen müssen uns vorbereiten, Kulturzusammenhänge in dieser ältesten Zeit über ganz unerwartete Weiten hin einmal bestätigt zu finden.

Weiter nach Nordwesten vorschreitend, ist das Vorhandensein dieser ältesten Kultur an einigen Hügeln der Straße Babylon—Ekbatana festgestellt, z. B. Harunabad. und Dinawar. Eine größere Menge von Stoff stammt aus einem Hügel bei Kumrud, auf einem Wege von Isfahan nach Teheran. Hier machen sich aber schon Unterschiede bemerkbar: Während in Harunabad die Keramik Susa I vorliegt, überwiegt nunmehr ein roter Ton, durch rote Engobe künstlich verdunkelt, mit schwarzer Malerei, im wesentlichen dennoch von gleichem Charakter. Und die in Kumrud gefundene Keramik kehrt genau so in Rages bei Teheran wieder, wo größerer Reichtum der Formen, Farben und der Zeichnung zu beobachten ist. Nach Westen hin ist die alte Keramik schon früher in Adharbaidjan, im Gebiet der Urmiya-Sees, verschiedentlich beobachtet worden. Nach Osten hin ist das merkwürdigste Vorkommen ein Hügel beim alten Hekatompylos, der offenbar nicht

nur — wie gewöhnlich — ein Gräberfeld, sondern eine ganze städtische Ansiedlung dieser ältesten Kultur darstellt. Die dortige Keramik weist die höchste technische Vollendung auf, obwohl an künstlerischem Wert die Susa I-Ware alle anderen übertrifft. Ein Schritt weiter nach Osten führt nach Darragaz, schon nächst der heutigen russischen Grenze, dessen Keramik wieder Samarra merkwürdig nahekommt, und dieser Punkt liegt bereits in Nachbarschaft von Anau in Russisch-Turkestan, dessen von Hubert Schmidt erforschte Keramik schon längst ein Fixpunkt in der Vorgeschichte Mittelasiens geworden ist. Der Übergang vom iranischen Hochland zur turkestanischen Tiefebene vollzieht sich also ohne Unterbrechung. — Wenden wir uns nach Süden, so folgen die Funde von Sistan, in einem alten Delta des Helmand-Stromes am Hamun-See. Von dieser Keramik hat Sir Aurel Stein bereits 1916 bis 1917 die ersten Funde gemacht und teilweise veröffentlicht. Auch hat er sie von vornherein mit den weiteren Funden in Baluchistan und an der indisch-afghanischen Grenze in Beziehung gesetzt, Dinge, deren Kenntnis ich zum Teil brieflichen Mitteilungen verdanke. So vollzieht sich also im Südosten auch ein ununterbrochener Übergang vom iranischen Hochland bis zur Indusebene.

Diese Tatsachen vereinigen sich zu der Gesamtvorstellung, daß in der ältesten Bronzezeit, etwa in der letzten Hälfte des 4. Jahrtausends, sich eine bis auf örtliche Abweichungen gleichmäßige, heute noch als prähistorisch zu bezeichnende Kultur über das ganze iranische Hochland erstreckte, von der die vorher bekannten Vorkommen, wie Samarra, Mussian, Susa und Rēshahr nur die westlichsten, Anau einen nördlichen und gewisse Fundstellen im Indusgebiet die östlichen Ausläufer bedeuten. Wir dürfen Susa I und II nicht mehr als Vertreter einer isolierten elamischen Kultur, Anau nicht als den einer ebenso alleinstehenden turkestanischen Kultur auffassen, sondern erkennen hier eine große Einheit, deren Vorhandensein die bisher ältesten bekannten Schichten in Sumer beeinflußt hat, und die in engsten verwandtschaftlichen Beziehungen zu den ältesten Funden aus dem nördlichen Mesopotamien, aus Transkaukasien, dem östlichen und westlichen Anatolien — urkundlich durch die gleichen Siegel belegt — und auch noch zur griechischen Inselwelt und dem Balkan steht. Es sieht also aus, als handele es sich um eine Kultur der Gebirgsvölker gegenüber der der Tieflandsvölker. Daher muß man fragen, ob es sprachliche Tatsachen gibt, die die Annahme eines ethnischen Zusammenhanges befürworten.

Wir kennen die Sprache Elams und wissen, daß sie in die Familie der dem Verständnis so sehr große Schwierigkeiten entgegensetzenden kaukasischen Sprachen gehört, die von der russischen Schule jetzt „japhetitisch" genannt werden. In den Randgebirgen, nördlich von Elam, saßen die Kassiten (oder griechisch Kossäer, babylonisch Kasse), die fast das ganze 2. Jahrtausend hindurch über Babylonien herrschten und nach Ausweis ihrer Eigennamen eine dem Elamischen verwandte Sprache redeten. Kleine Stämme der Nachbarschaft, wie Lullu, Elli, Guti, gliedern sich dem an. Diese Sprachen bilden den Plural durch ein p-Suffix, also Lullu-p(i), Elli-p(i) und Kassi-p(i), und die Vermutung ist schon längst geäußert, daß der griechische Name Kaspioi nur die Wiedergabe des pluralischen, einheimischen Kassip, das griechische Kossaioi aber die indirekte Wiedergabe des babylonisch umgeformten Singulars des gleichen Namens Kassē sei. Die Kaspier sind im ganzen Nordwesten des iranischen Hochlandes nachweisbar und vielleicht darüber hinaus auch im Nordosten. — Es folgen weiter die Ureinwohner der armenischen Gebirge, die Urartäer, deren aus weit späterer Zeit stammende Inschriften nunmehr wirklich durch N. J. Marr entziffert und als zu derselben Familie gehörig erkannt sind. Auch die Sprache der ältesten Bewohner des nördlichen Mesopotamiens, das Mitannische, ist dieser Familie zuzuzählen, in deren weiteren Kreis auch eine Reihe altkleinasiatischer Dialekte, d. h. solche unter den Boghazköi-Urkunden entdeckte, wie wahrscheinlich auch das Lydische und Lykische gehören. So schemenhaft die Vorstellung dieser Sprachen auch heute noch für uns ist, so sieht es doch durchaus aus, als bestätigten sich die archäologischen und die philologischen Beweispunkte, und mit großer Wahrscheinlichkeit dürfen wir eine ethnische Verwandtschaft der ganzen Gebirgsvölker des umschriebenen Gebietes voraussetzen, um so mehr als zu den archäologischen und philologischen Beweispunkten eine aprioristische Wahrscheinlichkeit für eine westasiatische Gebirgsrasse vom anthropologischen Gesichtspunkt aus vorliegt. Einen Namen dafür zu finden, fällt schwer. Für das westliche Gebiet, das innere Kleinasien, Nordsyrien und Nordmesopotamien haben wir für den Kulturkreis, nicht für die Rasse, mit vollem Recht die Bezeichnung „hettitisch" als Terminus. Im selben Sinne könnte man vielleicht für die östliche, größere Hälfte, Armenien und ganz Iran vom Ostufer des Tigris an, einschließlich Elams und einschließlich des Nord- und Ostrandes die Bezeichnung „kaspisch" einführen und „hettitisch" und „kaspisch" wären dann gleichgeordnete Begriffe, von

denen der erstere die westliche, der andere die östliche Erscheinungsform einer größeren Einheit bedeutete.

Es ist bekannt, daß dem hettitischen Kulturkreise eine lange und bedeutende Geschichte beschieden war, und oben sind auch die erst aus dem Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr. stammenden Felsinschriften der Urartäer erwähnt worden. Die Frage ist also, wie lange die verwandte Kultur, die wir so auffallenderweise trotz ihres Alters dort an der Oberfläche finden, im östlichen Gebiete weiterlebte. Aber bevor wir diese Frage zu beantworten versuchen, sind noch zwei das höchste Altertum betreffende Entdeckungen im Osten zu erwähnen.

In den letzten Jahren sind zum ersten Male Fundstätten eines noch nicht fest bestimmten, prähistorischen Altertums in Indien aufgedeckt worden, Harappa und Mohendjodaro, im mittleren und unteren Indusgebiet. Es sind Städte, deren Häuser, im Gegensatz zu dem, was wir vom alten Ägypten und Babylonien her gewöhnt sind, nicht in Lehm, sondern in voll entwickelten, gebrannten Ziegeln erbaut sind, und in diesen sehr vorgeschritten anmutenden Häusern sind bemalte Keramik, eine völlig unike Statue mit Inkrustationen, allerhand Bronze- und Metallgeräte und -schmucksachen, dazu aber besonders eine beträchtliche Zahl an Siegeln in Knopf- oder Petschaftform gefunden, die außer typischen Emblemen, wie dem Stier, Schrift aufweisen. Die Schrift sieht bildhaft aus, und man hat sie mit den ältesten Formen der Keilschrift verglichen und für jedes einzelne Zeichen eine analoge Form in der sumerischen Keilschrift erkennen zu können geglaubt. Daß man die kurzen, sicher Eigennamen darstellenden Legenden dennoch nicht lesen kann, wäre kein Gegenbeweis gegen die Richtigkeit der Vergleichungen. Aber von vornherein müssen dagegen große Bedenken erhoben werden. Zwei solcher Siegel waren vor Jahren in Susa gefunden, ein drittes erwarb ich 1910, lange vor den indischen Funden in Baghdad, ein viertes ist in Kish in Nordbabylonien gefunden. Der Zusammenhang, vor allem die Gestalt des Knopfsiegels weist nach Elam, nicht nach Sumer. Unter den obenerwähnten Funden von Nihawand gibt es nun Hunderte von Knopfsiegeln, deren genaue Gegenstücke: gleiche Form, gleicher Stoff, gleiche Darstellungen, aus Susa und — nach den obigen Darstellungen nicht mehr überraschend — aus Kleinasien vorliegen. Offenbar hatte jeder Mann sein Siegel. Trotzdem diese ältesten Knopfsiegel keine Schriftzeichen aufweisen, setzt ihr Vorhandensein unbedingt das Schreibwesen voraus. So taucht der Gedanke auf, die an Zahl verhältnismäßig wenigen

Schriftstücke in der sog. protoelamischen Schrift aus Susa, wo man im übrigen eine aus der sumerischen Keilschrift abgeleitete Schrift benutzte, könnten nach Susa importiert und in Wahrheit die Schrift des Hochlandes, des „kaspischen" Kulturkreises vorstellen. Und es bliebe zu untersuchen, ob die Schrift der Siegel von Harappa in Indien nicht entweder durch Ableitung oder Abstammung mit dieser protoelamischen, vielleicht auf dem ganzen Hochlande benutzten, oder aber mit der elamischen Keilschrift zusammenhängt, nicht aber mit der wirklich sumerischen. Ein weiteres Problem, das vor allen weittragenden Schlüssen geklärt werden müßte, ist, ob die indischen Bauten und Kleinfunde tatsächlich gleichzeitig sind. Daß man die Bauten mit ihrem vorgeschrittenen Ziegelbau weit über die Zeit um 2000 v. Chr. herauf ansetzen könne, ist ganz unwahrscheinlich; denn in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends können wir in Sumer noch genau die Entstehung des Ziegels beobachten, der in Indien in seiner letzten Vollendung erscheint. Gehören aber die Siegel ebenfalls einer so späten Zeit an, so können sie nicht mehr mit tausend Jahre älteren Dingen in Elam und Sumer verglichen werden, die dort um 2000 längst ausgestorben waren. Das Problem des Zusammenhanges der indischen Funde mit den westlichen scheint also in die Richtung der Frage zu weisen: Wie lange lebte die älteste Kultur auf dem iranischen Hochlande weiter?

Die andere Bemerkung betrifft die Entdeckung prähistorischer, dem Übergang von der Steinzeit zur ersten Bronzezeit angehöriger Keramik in Honan in China. Die Funde selbst sind erst jetzt in Stockholm eingetroffen, und mir sind nur zwei einander fast gleiche Töpfe, im British Museum und im Louvre bekannt. Ihrer großen räumlichen Entfernung entsprechend sieht diese zweifarbig bemalte Firnisware anders aus als alle westasiatischen Beispiele. Trotzdem eröffnen die Grundtatsachen der Gleichzeitigkeit und der gleichen Technik die Möglichkeit eines Zusammenhanges, dem schließlich keine größeren Hindernisse entgegenstehen als dem durch die gleichen Ohrringe belegten Zusammenhang zwischen Iran und Nordeuropa.

Während die prähistorischen Gegenstände aus dem iranischen Hochlande von vornherein mit einem ganz sicheren Anfangsdatum auftreten, nämlich der Zeit um 3000 v. Chr., und sogar wesentlich sind für die gleichzeitige Ansetzung der ältesten Funde aus Kleinasien, liegt über der weiteren Geschichte dieser „kaspischen" Kultur noch völliges Dunkel. Am Westrande bezeugen wohl die Felsdenkmale von Hōrēn-

Shaikhan und von Sarpul, daß die sumerische Kultur in die in die Tiefebene mündenden Täler im ersten Drittel des 3. Jahrtausends vordrang, und ein großes Felsbildwerk von Kurangün, halbwegs zwischen Susa und Persepolis, zeigt dasselbe für die altelamische Kultur. Auf diesem Bildwerke erscheinen neben der „sumerischen" Darstellung eines vor einem Götterpaar anbetenden Königs unter dem Gefolge Figuren, die durch die bezeichnend hettitische Locke, eine Art Zopf, auffallen. Die Übereinstimmung in dieser seltenen Haartracht dürfte stark für die Annahme ethnischer Verwandtschaft zwischen „Hettitern" in Kleinasien und „Kaspiern" in Südpersien ins Gewicht fallen. Im 2. Jahrtausend können wir heute nur gerade feststellen, daß das elamische Reich sich auch über die ganzen kurdischen Gebirge im Osten, bis vor die Tore von Isfahan, und erst recht am Persischen Golf nach Süden und über die Hochebene von Persepolis erstreckte (Beweis: ein Felsrelief von Nakhsh i Rustam).

Kleinasien hat den gewaltigen kulturellen Aufschwung des 3. Jahrtausends mitgemacht, wie Babylonien und Ägypten. Sargon von Agade dehnt seine Züge bis dorthin aus, in der zweiten Hälfte blüht der seltsame assyrische Kaufmannsstaat von Kanesh bei Kaisariya, und im Beginn des 2. Jahrtausends zerstören die Hettiter das Reich von Babylon und setzen damit der altbabylonischen Kultur ein Ende. Während dieser ganzen Zeit aber fehlen die geschichtlichen Beziehungen von Babylonien zum Hochplateau von Iran, sie gehen nicht über die Randtäler hinaus, die bald von den Babyloniern erobert werden, bald erobernde Scharen, wie die Gutäer und dann die Kossäer auf die Ebene ergießen. Alles spricht dafür, daß die uralte Kultur, wenn überhaupt, so nur entwicklungslos fortlebte. Der Tiefstand der Kultur Babyloniens während des 2. Jahrtausends unter der Kossäerherrschaft, der sich mindestens dem Erschöpfungszustand des Abendlandes in den Jahrhunderten nach der Völkerwanderung vergleichen läßt, zeigt, daß die Kossäer im 2. Jahrtausend nicht als Träger einer hochentwickelten Zivilisation aus ihren Gebirgen in das Tiefland hinabstiegen.

So mag die uralte Kultur in Iran diese ganze Zeit hindurch ungeschichtlich weiterbestanden haben, vielleicht ebendeshalb in keine geschichtliche Laufbahn eintretend, weil die befruchtende Wirkung einer Völkermischung fehlte. Denn bis in die Mitte des 2. Jahrtausends hinab haben wir keinen Anlaß, irgendwelche große Völkerbewegungen anzunehmen, wie sie in den westlichen Ländern sich ereigneten. Erst in

der Mitte des 2. Jahrtausends treffen wir auf die Spuren einer großen Wanderung. In den Keilschrifturkunden von Boghazköi in Kleinasien sind die Namen indischer Götter als Schwurzeugen, einzelne indische Personennamen, indische Zahlwörter und indische Pferdebezeichnungen, im Zusammenhange von Aufzeichnungen über Pferde-, vielleicht über Wagenrennen gefunden worden, die dem 14. Jahrhundert v. Chr. angehören. Nun wissen wir, daß diese arischen Inder vor ihrer Wanderung noch mit den späteren arischen Iraniern vereint waren, wir wissen, daß die Iranier aus den Steppen und Fruchtländern um den Aral-See, von Eranvēdj aus in das iranische Hochland eingewandert sind. Also ist uns auch Ausgang und Ziel der indo-arischen Wanderung bekannt: von Aral-See zum Indus und später erst zum Ganges. Dieser Weg muß mitten durch das iranische Hochland geführt haben, und wenn im 14. Jahrhundert Indo-Arier in den Urkunden von Boghazköi, der Hauptstadt des großen Khattireichs, auftauchen, so kann das nur so verstanden werden, daß bei dieser Wanderung Teile dieser Stämme sich nach Westen wendeten und in den Bereich der hettitischen Staaten eintraten. Diese Urkunden können also zeitlich der ersten arischen Wanderung nicht sehr fernstehen, die daher um die Mitte des 2. Jahrtausends die Inder aus ihren Ursitzen am Aral-See nach dem oberen Indusgebiet führt. Es gibt Anzeichen dafür, daß auch der etwa 300 Jahre früher erfolgende Einbruch der Kossäer in Babylonien bereits mit einer Unruhe der östlicheren Völker zusammenhängt. Die erste Wanderung scheint mit einer Etappe erfolgt zu sein, indem die Arier noch eine Weile im Südosten des iranischen Plateaus verblieben, bevor sie dauernd in das indische Tiefland hinabstiegen.

Und vielleicht ist dieser Osten nie ganz zur Ruhe gekommen, bis die zweite arische Wanderung anhub, die eine andere arische Völkergruppe auf das Hochland führte, nach der es seinen Namen Iran, das Land der Arier, trägt. Der Zeitpunkt dieser zweiten Wanderung ist ähnlich wie der der ersten durch Keilschrifturkunden, nämlich Annalen assyrischer Könige festgelegt. In diesen treten verschiedene iranische Stämme seit dem 9. Jahrhundert in Nordwest-Iran auf, noch nicht in eben den Sitzen, die sie wenig später, etwa seit der Mitte des 7. Jahrhunderts für dauernd eingenommen haben. Sie sind noch in Bewegung, und die Urkunden ihres ersten Auftauchens müssen also der zweiten Wanderung selbst ebenso nahestehen wie jene Boghazköi-Texte der ersten Wanderung. Die Einwanderung muß also zu Be-

ginn des 1. Jahrtausends v. Chr. erfolgt sein. Die erste feste Niederlassung und Staatenbildung vollzieht sich in einem Gebiete, dem äußersten Nordwesten, das zum urartäischen Reiche gehörte und von Assyrien umstritten wurde, ein Umstand, der für die ganze spätere Kulturentwicklung von grundlegender Bedeutung ward. Im Anfang sitzen die späteren Meder und Perser noch beide in Nordwest-Iran. Erst nachdem in der Mitte des 7. Jahrhunderts die Assyrer das Reich von Elam, das sicher schon vorher östliche Gebiete an die Perser verloren hatte, vollkommen vernichten, nehmen die Perser ihre späteren südlichen Sitze ein, und die Meder dehnen sich entsprechend im Norden aus[1]).

Auch im Osten wird die Bewegung nicht eher als im Westen zu Ende gekommen sein. Fest steht aus vereinzelten Notizen bei Herodot, Ktesias und in der babylonischen Geschichte des Falles von Ninive, daß die Meder, bevor sie den entscheidenden Angriff auf das immer noch starke Assyrien wagten, nicht nur das Urartäische und Lydische Reich sich einverleibt hatten, sondern vor allem alle iranischen Stämme zu einer politischen Einheit gesammelt hatten, eine Staatsorganisation, die sich zu der vollendeten Einheit des Achämenidenreiches scheinbar ebenso verhielt, wie das lockere Gefüge des Arsakidenreiches zum Sasanidischen.

Mit Kyros treten die Perser das Erbe der Meder an, und aus der in den Einzelheiten legendenhaften Erzählung Ktesias', wie z. B. die Baktrier sich ihm ohne Kampf anschlossen, als sie seine Verheiratung mit der Tochter des letzten Mederkönigs erfahren, folgt geschichtlich jedenfalls so viel, daß sie dem Mederreich angehört hatten. Kyros erweitert das Mederreich im fernen Osten durch die Eroberung des Sakenlandes, d. h. des heutigen Ferghana am mittleren und oberen Jaxartes oder Syr Darya, und der beiden indischen Provinzen

---

[1]) Für die Erkenntnis dieser Ortsänderung ist ein sprachliches Kriterium wichtig: nämlich daß der Stammname der Perser „*pârsa*" vom Namen der nördlich an der Straße Babylon—Agbatana gelegenen Landschaft „*Parsua*" abgeleitet ist. Die iranischen Stammnamen, wie Mâda, Pârsa, sind nämlich *vriddhi*-Bildungen, mit Verlängerung des kurzen Stammvokals aus kurzvokaligen Ländernamen, und indisch *śv* entspricht medisch *sp* und altpersisch *s*. Also nach dem Schema:

		skrt.		med.	pers.
„das Pferd"		*aśva*		*aspa*	*asa*
ist assyrischer Ländername	*parsua*	**parśva*	Volksname	**pârspa*	*pârsa*
und griechisch	*kaspioi*	*kha^śvâ*		*kâspa*	*kās-ak* (Ort).
					m.-pers.

1. Gandara, d. i. das Kabultal, Swatgebiet und Peshawar im nordwestlichen Indien, und 2. Thatagush, d. i. das Pandjab. Alle diese iranischen und die letztgenannten außeriranischen Gebiete des Ostens bilden, der großen Behistûn-Inschrift des Darius zufolge, bereits bei dessen Regierungsantritt den ererbten Bestand des Reiches, zu dem Darius selbst im Osten nur noch die Satrapie Hindush, d. i. das heutige Sind, das Land am unteren Indus, fügt. Im Osten hat also Alexander der Große an keinem Punkt das Achämenidenreich überschritten.

Beim Regierungsantritt des Darius waren das Hochland von Iran und ein Teil der Ebenen des heutigen Russisch-Turkestans in fünf Satrapien gegliedert, die nach den fünf Hauptstämmen benannt waren. Sie waren: 1. Medien mit den Städten Agbatana und Raga, einschließlich ganz Armeniens und des alten Assyriens östlich vom Tigris mit Arbela, also der ganze Nordwesten, darin die Mada und die Asagarta (heute Siirt). 2. Persien, das heutige Fars einschließlich Isfahans, des Bakhtiyaren-Landes, und von Laristan und Kirman, also der ganze Südwesten, die Stämme waren Parsa, Yautiya und kleinere Einheiten. 3. Parthien, d. h. das heutige Khurasan, einschließlich Hyrkaniens am Südostwinkel des Kaspischen Meeres, von Herat, Kuhistan und Sistan, also der ganze mittlere Norden und die Mitte des Hochlandes; die Stämme hießen Parthava, Vrkana, Haraiva, Zranka, außer kleineren. 4. Baktrien, d. h. Afghanistan nördlich des Hindukush, die russischen Teile des Oxus-Gebietes und das Zarafshan-Tal mit Samarkand, dazu die Oase von Marw, also der ganze Nordosten; die Stämme waren: Bakhtrish, Sugda, Margush. 5. Arakhosien (ein geographischer, nicht ethnischer Name), d. i. das ganze südliche Afghanistan und Baluchistan einschließlich Makran, also der ganze Südosten; die Stämme waren die Thamanäer (heute Ort Tchaman), Maka u. a. Wir erkennen also, daß das gesamte Gebiet der uralten „kaspischen" Kultureinheit vollständig von iranischen Stämmen eingenommen ist. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich unter den vielen kleineren, bei Herodot genannten Stämmen auch Reste der Urbevölkerung gehalten haben. Sicher ist dies für die Völkerschaften am Südrand des Kaspischen Meeres und einige in Arakhosien und an den Küsten des Golfs und Indischen Ozeans. Auch für die Zranka, am See von Sistan, mit ihrem rein geographischen Namen „Seeanwohner", ist das möglich. — Ganz im fernen Norden gibt es überdies zwei Satrapien, nämlich Khwarazm am

Aral-See, — eine rein geographische Bezeichnung, die dem awestischen Eranvēdj, d. i. etwa „Ebene der Arier", also einer ethnischen Bezeichnung, entspricht —, und ferner das Saken-Land, russisch Ferghana am Syr-Darya. Die Bewohner dieser beiden Satrapien gehören zu einer besonderen, auch durch ihre Tracht als einheitlich zu erkennenden Gruppe der Arier, den Saken, die den Iraniern noch näher stehen als die Indo-Arier, und von deren späterer Wanderung noch die Rede sein wird. Auch sie bezeichnen sich selbst, ebenso wie der beiden Verwandten, die Inder und Iranier, als Arier, wie schon aus dem Namen Eranvēdj hervorgeht, dessen „Arier" die späteren „Alanen" sind.

Andere ethnische Elemente gibt es in dem ganzen Gebiet nicht und hat es auch nicht vorher dort gegeben. Wir werden mit Sicherheit behaupten dürfen, daß vor der ersten arischen Wanderung das gesamte Hochland von „kaspischen" Stämmen, die weiten Ebenen Turkestans aber von den noch ungetrennten Ariern eingenommen waren. Als die zweite arische Wanderung mit der Niederlassung der Iranier in Iran zum Abschluß kam, vollzog sich der normale Vorgang, daß sich Viehzüchter, Nomaden, als Herrenschicht über eine nicht nur ackerbautreibende, sondern auch schon städtisch lebende Bevölkerung legten und dieser ihre Sprache aufdrängten. Ihre Sprache ist geblieben, aber deren plötzlicher Verfall noch während der Achämenidenzeit, zeigt, wie schnell diese Herrenschicht von der Bevölkerung aufgesogen wurde. Das Neupersische, das um 500 n. Chr. als vollendet erscheint, hat z. B. mit dem es von allen indogermanischen Sprachen unterscheidenden Ersatz des grammatischen Geschlechts durch eine Trennung in Belebtes und Unbelebtes einen Charakterzug „japhetitischen" Denkens angenommen, und unter demselben Einfluß steht der Lautwandel des Persischen.

Mit der Trennung von den in den nördlichen Ebenen zurückgebliebenen arischen, d. h. wohl ganz überwiegend sakischen, Stämmen, hat sich ein politischer und kultureller Gegensatz entwickelt, der schließlich als ethnischer empfunden wurde. Als Gegenpol zum eigenen Ariertum, zu Iran, wird der — ethnisch völlig unbegründete — Begriff „Nicht-Iran, Aniran", später Tūran geschaffen, der erst anderthalb Jahrtausende später, durch neue Völkerbewegungen Inhalt erhält. Aber ebenso wie seit der Völkerwanderung in Europa die politischen und kulturellen Schicksale Deutschlands und Italiens verbunden bleiben, so bleibt dort die dauernde Beziehung bestehen, und

die höhere Kultur Irans erringt einen maßgebenden Einfluß auf den ganzen Nordwesten Asiens. Dagegen liegt für den Gedanken, der die ganze einheimische Überlieferung beherrscht, nämlich den Gedanken der dauernden schweren Kämpfe der Iranier mit dem turanischen Erbfeind in den nördlichen Steppen, von Urbeginn bis in die Zeit nach Alexander dem Großen gar kein geschichtlicher Anlaß vor: Der beherrschende Gedanke der epischen Überlieferung ist nichts als die Rückspiegelung viel jüngerer Ereignisse in die Urzeit.

Historische Erinnerungen haben die Iranier kaum bewahrt. Ein vollkommen Kosmogonie gewordener Mythos bedeckt das Bild der Urzeit. Nur eine Tatsache bleibt deutlich behalten, sowohl in der religiösen, in der Gesamtheit der awestischen Schriften vorliegenden Überlieferung, wie in der epischen, deren Hauptvertreter Firdausis Shahname ist, nämlich die Herkunft aus Eranvedj, aus Khwarazm, dem Land mit den zwei großen Strömen, dem „guten Strom" (vēh rōt) der Daitya oder Oxus, und dem Arang oder Jaxartes, und mit dem furchtbar harten Winter. Die Urheimat wird dabei zum Land des goldenen Zeitalters, und daher werden viel spätere Dinge, wie Züge aus dem Leben des Religionstifters, Zarathustras, gelegentlich in diese mythische Urheimat zurückgespiegelt. Daneben ist in dem später völlig umgedeuteten und auf die Rivalität der drei Mächte: Roms, Irans und des ferneren Asiens (Tūran) bezogenen Mythos von der Dreiteilung der Welt unter Feridūns drei Söhne: Salm, Eritsh und Tūtsh noch eine Erinnerung an die Urzeit zu erkennen, als noch drei arische Gruppen in der Urheimat beieinander saßen: Salm, aw. Sairima (* Sauruma) als Eponym der Sauromaten, Eritsh (Airyu) als Eponym der iranischen Arier, und Tutsh (Tuirya) als Eponym der Turanier, eines dritten Stammes, dessen Name noch am Ende der Sassanidenzeit in einem Gau von Samarkand fortlebte.

Erinnerungen an die Wanderungen, wie sie die Indo-Arier bewahrt haben, gibt es nicht. Nichts klingt nach von der großen Epopöe des ersten Weltreiches, das sie schufen. Wenn von den letzten Achämeniden und von Alexander d. Gr. ganz geschichtliche Einzelheiten in der awestischen und epischen Überlieferung erscheinen, sind sie nicht eigene Erinnerung, sondern literarische Übernahme aus Romanen, wie dem von Alexander und dem von Artaxerxes und Esther. Auch die seleukidische Epoche ist vergessen, und erst aus der Arsakidenzeit beginnen seltsam verzerrte geschichtliche Tatsachen sich abzuheben, meist zurückgespiegelt in ein hohes, ganz legendenhaftes Altertum.

Geschichtliche Überlieferung im Zusammenhang, und wohl von Anfang an durch Aufzeichnungen unterstützt, beginnt erst mit der Sasanidenzeit, also im 3. Jahrhundert n. Chr.

Mit einer einzigen Ausnahme: überliefert sind, durchaus nicht so undurchdringlich verworren, wie man aus den meisten gelehrten Abhandlungen darüber den Eindruck erhält, einige Tatsachen aus dem Leben des großen Religionsstifters der Iranier, Zarathustra. In folgenden Punkten ist die gesamte Überlieferung, awestische wie epische, sobald wir den geschichtlichen Kern kritisch herauszuschälen verstehen, ganz eindeutig: Zarathustra ist in Medien geboren. Er verläßt seine Heimat, in der seine Gedanken kein Echo finden, und predigt in Sistan, dem Land am Hamūn-See im Südosten. Dort findet er einen mächtigen Beschützer im „König", d. h. Satrapen des Landes, Vishtaspa. Dieser Vishtaspa überführt eines der drei heiligsten Feuer des alten Irans von seinem Ursitz in Khwarazm nach „dem Lande der Kanarang", d. i. dem heutigen Nishapur, der uralten Hauptstadt von Parthien (Khurasan). Demgegenüber ergeben die Inschriften des Darius, daß Sistan (Zranka) in die große Satrapie Parthava eingeschlossen war, deren Vizekönig des Darius Vater Vishtaspa war, dessen Residenz also im heutigen Nishapur vorgestellt werden muß. Die Vishtaspa-Legende umgibt den König mit Namen wie Atossa, seine Gattin, Isfandiyar, sein Sohn. Atossa ist der Name einer Gattin des Darius und anderer achämenidischen Frauen, Isfandiyar, alt Spentadata ist — große Rätsel aufgebend — der Thronname des Magiers Gaumata, den Darius ermordete. Die Umwelt der Vishtaspa-Legende, soweit sie den König als Beschützer Zarathustras darstellt, und indem man die Fülle seiner nach arsakidischen geschichtlichen Tatsachen archaisierten Kämpfe ausscheidet, ist achämenidisch. Wenn wir also Vishtaspa, den Beschützer Zarathustras und Vishtaspa, den Vater des Darius, gleichsetzen, so ergibt sich, daß die geschichtliche Überlieferung der Iranier nur ganz wenig solche Tatsachen aus der gesamten Geschichte des ersten vorchristlichen Jahrtausends bewahrt hat, die mit dem Leben des Propheten verknüpft waren, während die ganze Herrlichkeit des Achämenidentums wie alles andere vollkommener Vergessenheit anheimfiel.

An dieser Stelle braucht nicht näher auf Wesen, Werden und Ausbreitung der zoroastrischen Religion eingegangen zu werden, lauter Fragen, in denen allen nicht nur kein Consensus der Anschauungen erzielt ist, sondern in denen fast jeder Forscher extrem gegensätzliche

Stellung einnimmt. Mit meiner Auffassung von der Zeit Zarathustras befinde ich mich ganz bewußt im Gegensatz zu den meisten Forschern, und z. B. die Frage, ob Darius Zoroastrier war oder nicht, wird teils mit emphatischem Ja, teils mit ebenso überzeugtem Nein beantwortet. Hier genügte es, kurz darauf hinzuweisen, daß die Iranier der Welt wie das erste Weltreich so die erste universale Religion geschenkt haben, und daß dies erst geschehen sein kann, nachdem sie ihre neuen Sitze in Iran eingenommen hatten. Im übrigen ist hier keine Darstellung der geistigen Kultur des Volkes zu geben, die, bei so vorgeschrittener Stufe, nicht auf eine einfache Formel gebracht werden kann. Sie ist erwachsen aus einer geistigen Welt, die die Iranier schon mitbrachten, aus der, die sie bei den Ureinwohnern vorfanden, und auch aus der, die bei ihren Nachbarn und späteren Untertanen, den alten Kulturvölkern des Vorderen Orients, in Jahrtausenden aufgebaut war.

Aber ein Wort ist hier über die materielle Seite der iranischen Kultur, die Kunst, zu sagen, die archäologischer Beurteilung unterliegt. In dem, was die Achämeniden an ihren Sitzen Babylon, Susa, Persepolis, Pasargadä und Agbatana geschaffen haben, offenbart sich der gleiche universale Charakter ihrer Kultur. Wie in der Religion ist darin Ureigenes, Landeinheimisches und als Drittes der ganze Alte Orient. Persepolis ist wie der brausende Schlußsatz einer Jahrtausende alten Symphonie. Und in den Flammen, in denen von Alexanders Hand dies Meisterwerk zugrunde geht, ging die ganze alte Welt des Morgenlandes unter. Näherer Betrachtung enthüllt sich bald ein Unterschied zwischen Babylon und Susa auf der einen, den rein iranischen Stätten Agbatana, Pasargadä und Persepolis auf der anderen Seite. In Babylon und Susa ist das altmorgenländische Element in der achämenidischen Kunst weit stärker ausgeprägt.

Bisher konnte man der Anschauung sein, daß die achämenidische Kunst eine sehr künstliche Schöpfung gewesen sei, ausschließlich darauf beschränkt, den glanzvollen Hintergrund und Rahmen für die Majestät des Königtumes hervorzubringen, und man konnte vermuten, daß daneben eine wesentlich unterschiedene Volkskunst lebte, deren Werke nur noch nicht gefunden seien. In dieser Zuspitzung bewährt sich das nicht. Das Verhältnis ist nicht wesentlich anders als z. B. in Assyrien, wo sich ja auch alle Kunst in den Dienst des Königtumes und dann erst der Religion stellt, wo aber doch die

Kunst, soweit sie dem Volke dient, durchaus von den gleichen Entwicklungsgesetzen beherrscht wird. Der Unterschied ist nur, daß das Religiöse in der iranischen Kunst, wohl infolge des sehr abstrakten und anfänglich sicher bilderfeindlichen Charakters dieser Religion, fast ganz in den Hintergrund tritt, und ferner, daß bei der unermeßlichen Ausdehnung des Reiches, die Kunst nicht überall, besonders nicht in den alten westlichen Kulturländern die alten Überlieferungen in das neue Fahrwasser hineinzulenken vermochte. Aber wir können nicht in den eigentlich iranischen Ländern eine Volkskunst erwarten, die nicht ganz und gar achämenidisch wäre.

Diese Vorstellung wird gestützt durch Auftauchen einzelner Kunstwerke, hier und dort, die allmählich die sehr geringe Zahl solcher auf uns gekommener Werke vermehren, besonders aber auch durch die Auffindung achämenidischer Bauten, ja ganzer Stadtanlagen, außer den bisher bekannten königlichen Residenzen. So habe ich in der Provinz Fars Bauten achämenidischer Zeit feststellen können, z. B. an zwei Punkten der Ebene von Shiraz, in der Ebene von Firuzabad, an drei Punkten der Ebene von Persepolis, und endlich eine achämenidische Stadt auf dem Berge über den Königsgräbern von Naksh i Rustam und eine andere halbwegs an der alten Straße Susa—Persepolis.

Diese achämenidische Baukunst wird gekennzeichnet durch eine nie wieder erreichte Meisterschaft der Steinbehandlung, sei es Bearbeitung der Felsen in größten Ausmaßen, sei es Mauerbau in gewaltigen Quadern, sei es Bildhauerei in hartem Stein. Das andere Kennzeichen ist der große Holzsäulenbau, der alle Raumgestaltung bestimmt, und zu dem hölzernes Gebälk und Decken und alles Hausgerät in bestem zimmermännischen und tischlerischen Können gehört. Endlich ist es die jeder technischen Schwierigkeit gewachsene Metallurgie, die nicht nur Geräte, Waffen und Schmuck erzeugt, sondern durch reiche Metallumkleidung der Holzkonstruktionen auch als Hilfskunst der Architektur eintritt. Dies sind aber alles Charakterzüge, die dem Bilde der babylonischen und der elamischen Kunst vollständig fehlen, und von denen auch die assyrische — die Orthostaten-Skulpturen ausgenommen — nicht mehr als Ansätze aufweist. Damit stellt sich also von selbst die Frage nach der Herkunft dieses Könnens.

Örtlich und zeitlich folgt die achämenidische Kunst auf die spätelamische und die neubabylonische, während sie von dem auch örtlich entfernten Assyrien durch eine zeitliche Lücke getrennt ist. Es geht also nicht an, die Meisterschaft der achämenidischen Kunst unmittelbar

aus jenen Ansätzen im Assyrischen hervorgehen zu lassen. Das erste Seßhaftwerden der iranischen Stämme, zunächst der Meder, erfolgte, wie oben kurz erwähnt, in einem Gebiet, das zum urartäischen Reiche von Armenien gehörte. Diese Beobachtung bietet den Schlüssel zum Verständnis. So wenig wir bisher von den kaum erforschten urartäischen Altertümern wissen, so sind es gerade die riesigen, meisterhaften Felsbearbeitungen, der Quaderbau größten Stiles und die über alle Erwartung reiche und vielgestaltige Metallurgie, die wir z. B. an den Ruinen von Wan bewundern müssen. Steinbildwerke sind bisher sehr wenig bekanntgeworden; daß es sie gab, lehren sehr merkwürdige assyrische Beschreibungen von solchen. Holzsäulen sind natürlich nicht gefunden, aber daß der Holzsäulenbau dort zu Hause war, folgt aus assyrischen Abbildungen und aus dem Fortleben urtümlicher Typen im bäuerlichen Hausbau bis auf den heutigen Tag. Alle Merkmale der achämenidischen Baukunst finden sich hier also wieder. Eine Zergliederung der Kunstformen lehrt ferner, daß von allen altvorderasiatischen Werken die urartäische Bildnerei mit der achämenidischen die größte Verwandtschaft hat. Diese Werke sind zwischen 1000 und 700 v. Chr. geschaffen. Als Xerxes die Inschrift seines Vaters Darius am Fels der Burg von Wan beendete, müssen sie noch maßlose Bewunderung erregt haben.

Doch es ist nicht eine spontane Nachahmung, vielmehr die Handwerksüberlieferung, die uns diese Denkmale bezeugen. Dafür aber bedürfen wir noch der Annahme eines Zwischengliedes, das in der Kunst Mediens ohne weiteres gegeben ist. Wenn auch in Agbatana bisher nur die Bautätigkeit von Darius und Artaxerxes II., aber noch keine der Meder-Könige bezeugt ist, so würde eine Ausgrabung der gewaltigen Ruinenhügel das doch sicher ergeben. Eine Schilderung Agbatanas und die Pracht seiner mit Gold umkleideten Säulenhallen bei Polybius bestätigt diese Erwartung ebenso, wie das unvergängliche Bild jener Paläste, das uns die in Fels gehauenen medischen Königsgräber vermitteln und die drei an ihnen erhaltenen, sehr einfachen Skulpturen. Wir haben also recht, die Entwicklungslinie von Persien über Medien nach Armenien zurückzuführen. Aber die Urartäer von Wan waren keine Beginner und Schöpfer, sondern nur ein spätes Glied des uralten hettitischen Kulturkreises, und die Linie nach Armenien zurückverfolgen heißt, sie aus diesem hettitischen Mittelpunkt ausstrahlen lassen.

Für die große Felsbearbeitung liegt die Richtigkeit auf der Hand.

Kleinasien ist das ureigentliche Troglodyten-Land. Von Anbeginn bis tief ins byzantinische Mittelalter hat man dort ganze Bauwerke in die Felsen hineingearbeitet. Kleinasien ist das Land der „Felsarchitektur“, um mich dieses guten, von E. Brandenburg geschaffenen Terminus', zu bedienen. Schon wenn es zu erklären gilt, wieso es in den westiranischen Randgebirgen schon am Beginn des 3. Jahrtausends einige große Felsbildwerke geben kann, die doch im Tieflande, aus dem der Inhalt der Bilder kommt, technisch gar nicht hätten bewältigt werden können, müssen wir uns nach Kleinasien wenden: das ist eine Verwandtschaft mehr innerhalb jener ältesten Kulturgemeinschaft. Wenn also die ganze gewaltige Terrasse von Persepolis aus dem lebenden Fels gehauen wird, wie die überwältigenden Königsgräber von Naksh i Rustam, so kommt das aus Urzeiten und aus Kleinasien her.

Dasselbe gilt für den Quaderbau. Den Alluvialländern von Sumer und Elam muß dieser fremd sein, und die Architektur Assurs steht von ihren sumerischen Anfängen an zu stark unter dem Bann des Ziegellandes Babylonien, als daß es diesen hätte abschütteln können: und die Assyrer als Semiten sind eben nicht schöpferisch in solchen Dingen. Daher treten nur ganz spät und vereinzelt mäßige Quaderverkleidungen an Terrassenbauten und Festungsmauern unter Einwirkung von Armenien her in Assyrien auf. In Armenien, Kleinasien, Nordsyrien dagegen spielt der Quaderstein eine ganz große Rolle in der Baukunst. Dort ist das Ursprungsland für die uns beschäftigenden Gebiete. Auch die hellenistische und die islamische Zeit hindurch bleiben Kleinasien und Syrien Steinländer, wobei für Syrien ein ägyptischer Einfluß bestimmend mitwirken mag.

Den Holzsäulenbau vermögen wir, bei der Vergänglichkeit des Stoffes, immer nur mittelbar nachzuweisen, d. h., soweit uns Abbildungen oder Nachschöpfungen in unvergänglichem Stoff erhalten sind. Die schon erwähnten medischen Felsgräber haben Säulenhallen, die nach hölzernen Vorbildern geschaffen sind. So hatten alle achämenidischen Paläste Holzsäulen, mit den wenigen uns erhaltenen Ausnahmen, wo diese Säulen der ungeheuren Maße wegen in Stein nachgebildet wurden. Die Königsgräber zeigen das Abbild der hölzernen Säulenhallen der Paläste. Zu diesen schon früher bekannten Denkmälern habe ich auf halbem Wege zwischen Susa und Persepolis ein neues Königsgrab gefunden, das, weil es als Bautypus gerade die Mitte zwischen medischen und achämenidischen hält,

zwischen beide Gruppen, d. h. etwa um 600 v. Chr. datiert werden muß. Nimmt man dazu die geographische Lage, so kann man es nur als Grab eines der Vorfahren der Kyros, der Könige von Anzan, betrachten. Dieses Grab aber besitzt eine Reihe von vier Säulen mit proto-ionischen Kapitellen. Eine Nachahmung griechischer Vorbilder kann bei Zeit und Ort des Denkmals nicht in Betracht kommen. Vielmehr gehört von vornherein, neben den altbekannten Formen, auch die für bezeichnend ionisch, westkleinasiatisch gehaltene Ausbildung des Holzsäulenkapitells zum Formbestand des medisch-persischen, östlichen Zweiges eines einheitlichen Formenkreises, der sich vom Ägäischen Meer über die Gebirgsländer bis zum Persischen Golf erstreckte. Die Zwischenglieder zwischen Ionien und Iran finden wir in den Felsgräbern Paphlagoniens und anderer kleinasiatischer Landschaften, aus dem hohen Altertum. Und der immer uralte Formen bewahrende bäuerliche Hausbau bevorzugt noch heute aus dem ionischen Kapitell hervorgegangene Holzformen überall in Armenien, im Kaukasus, im Elburzgebirge, im ganzen Kurdistan und vereinzelt auch noch in Ostpersien.

Felsbearbeitung, Quaderwerk und Holzsäulenbau sind also Charakterzüge, die die iranische Baukunst, im Gegensatz zur Baukunst der Tiefländer, mit dem ganzen uralten hettitisch-kaspischen Kulturkreise gemeinsam hat. In bezug auf die Metallurgie können wir heute noch nicht so allgemein urteilen. Fest steht nur, daß die achämenidischen Werke, die sehr seltenen Stücke, die wir als medisch bezeichnen müssen, und die ganz unverhältnismäßig große Zahl der urartäischen Werke eine enge Einheit bilden. Fest steht auch, daß die hettitische Metallurgie hoch entwickelt war, kein Wunder, da in diesem Gebiet alle reichen Metallvorkommen des alten Morgenlandes liegen. Der weite Export der hierhin gehörigen Werke beleuchtet die Bedeutung des Kunstzweiges bisher besser als die Funde aus dem hettitischen Kreise selbst. Eine große Zahl der Erzeugnisse stammt aus etruskischen Gräbern, andere aus Griechenland, Kreta, viele sind als Trophäen in assyrischen Palästen gefunden. Andererseits kommen sie nördlich des Kaukasus und in den turkestanischen Ebenen vor. Aber auf dem Gebiete der Metallurgie liegt nicht der ausgesprochene Gegensatz gegen die elamische und sumerische Kunst vor, die beide seit dem höchsten Altertume darin ein bewundernswertes Können besaßen, während Assyrien auf diesem Gebiete wohl immer nur mitgegangen ist, ohne eine führende Rolle zu spielen.

Was für die bisher betrachteten Züge der iranischen Kunst gilt, gilt ebenso für den letzten Punkt, die Bildhauerei in Stein. Auch hier müssen wir die Vorstufe in Medien voraussetzen — als Beispiele gibt es nur drei sehr einfache Felsbildwerke — und diese über das alte Armenien mit dem hettitischen Kreise verbinden. Die Stein- und Bronzewerke aus Armenien sind trotz ihrer Seltenheit ganz beweisend. Dieser Anschauung wird man sich schwer anschließen wollen unter Hinweis auf die unerschöpfliche Menge der Orthostaten-Skulpturen aus Ninive, Nimrud und Khorsabad, die das British Museum, Louvre und andere europäische Museen füllen. Und über diesen möglichen Einwurf muß hier gesprochen werden, wo es sich um die Aufklärung großer Kulturzusammenhänge des Vorderen Orients handelt. Es kommt darauf an, die archäologische Betrachtung von einem Vorurteil zu befreien, das in den Zufälligkeiten der Wiederentdeckung der alten Kulturen begründet ist, und z. B. zur Folge gehabt hat, daß wir, recht ungenau, von Assyriologie, nicht von „Babyloniologie" oder „Akkadologie" sprechen. Nur weil die Wiedergewinnung der alten Denkmäler mit den epochemachenden Funden Layards und Bottas in Assyrien begann, um 1840, und weil bis vor 25 Jahren keine anderen assyrischen Stätten, als die Hauptstädte des 9.—7. Jahrhunderts, und gar keine babylonischen Orte wirklich erforscht wurden, beherrschen jene Bildwerke bis heute unsere Gesamtvorstellung von der Kunst der Euphrat- und Tigrisländer. Wir konnten gar nicht anders, als diese Vorstellung zeitlich auch auf das alte Assyrien, örtlich auch auf Babylonien zu erweitern.

Nichts ist, wie der Fortschritt der Grabungen und ihrer Veröffentlichungen gelehrt hat, falscher als eine solche Verallgemeinerung. Die Ausgrabungen von Assur und von Babylon, von deren Ergebnissen dank der Notgemeinschaft nun schon eine stolze Reihe von Bänden vorliegt, beseitigen sie für immer. Die sumerischen und altbabylonischen Steinbildwerke des 3. Jahrtausends haben immer den Charakter einer mäßig vergrößerten Kleinbildnerei. Und den seltenen archaischen Königsstatuen Assyriens und den nach Babylon verschleppten großen Steinbildern der Könige von Maer am mittleren Euphrat haftet eine solche Vereinzelung an, daß erst zu untersuchen ist, wie weit nicht die in ihnen offenbarte Kunst von Nordwesten her kam. Götterbilder großen Maßes in Rundskulptur in Stein gibt es überhaupt nicht, sie waren wohl immer aus edlerem Stoff und nicht sehr groß. Erst in

neuassyrischer Zeit wird das anders, in der Zeit, der ja auch die Orthostatenskulpturen angehören.

Von dieser Freiplastik abgesehen, gibt es architektonische Verwendung von Steinplastik in Babylonien überhaupt nicht. Ebensowenig besaß das alte und mittlere Assyrien etwas von solcher architektonischen Bildhauerei. Die Grabungen von Assur haben Tempel, Paläste, Häuser, Tore aller Epochen zutage gefördert, und nicht etwa, daß die Skulpturen bloß nicht gefunden wären und wir also ex silentio argumentieren mußten: nein, alle diese Bauten mit ihren Wandsockeln sind da, ohne daß sie Skulpturen besäßen, und beweisen also, daß es keine gab, so wenig wie in Babylonien. Die spätassyrischen Bildwerke enthüllen sich also als ein fertiger Import von auswärts zu einem gegebenen Augenblick, nämlich, als die Verpflanzung nordmesopotamischer und nordsyrischer, d. h. hettitischer oder mitannischer Bevölkerungsteile nach Assyrien beginnt, im 9. Jahrhundert v. Chr., wie schon oben bei einer Bemerkung über die Rolle der Semiten in der bildenden Kunst angedeutet war.

Davon gibt es bisher nur eine einzige Ausnahme: vom Tor eines Baues des großen Eroberers Tiglathpileser I., kurz vor 1100 v. Chr., in Assur, stammen die leider zersplitterten Reste eines Paares von Torkolossen aus Basalt. Vom selben König stammt auch die merkwürdige Massebe aus der „Stelenreihe" von Assur, in Gestalt einer auf den Kopf gestellten und dann mit einer — verlorenen — Inschrift versehenen Basaltsäule, die einst reich mit Metall verziert war. Daß diese Säule eine mit voller Absicht, zu magischen Zwecken, auf den Kopf gestellte Trophäe ist, könnte ich heute mit noch umfangreicherem Beweismaterial belegen, als ich es 1920 getan habe. Die Säule ist sicher hettitisch, sie stammt vielleicht von Komana oder von Kommagene. 25 Götterbilder hat der Eroberer, wie seine Inschriften melden, von dort weggeschleppt. So wird auch das Paar von Torkolossen eine hettitische Trophäe sein. Material und Stil besonders die Behandlung der Mähnenhaare, ruft die Erinnerung an ähnliche Werke aus Karkhemish wach.

Es gibt also nichts älteres als die Orthostaten Asurnasirpals, und diese assyrische Bildhauerei beginnt ex abrupto im 9. Jahrhundert. Ihre Genesis bietet viele beobachtenswerte Parallelen zur Genesis der islamischen Kunst dar: es ist die Verpflanzung der Künstler, ihre Stellung vor neue Aufgaben, ihr Schaffen mit noch nicht dagewesenen Mitteln, zu einem neuen großen Zweck, die diese Werke sofort auf

eine höhere Stufe heben. Ihre weitere Geschichte von Asurnasirpal bis Asurbanipal liegt offen da: Die zuerst noch innegehaltene Bindung der Darstellung an das stoffliche Substrat, die einzelne Steinplatte — schon im Anfang gelegentlich durchbrochen — wird schnell aufgegeben, und auf dem Wege über mehrzonige Anordnung führt das zu großen, in zartestem Relief ausgeführten Gemälden, die frei über den unteren steinernen Saum der Wand ausgebreitet werden. Die Entwicklung, auf assyrischem Boden, schlägt also von Anfang an eine malerische Richtung ein, und das sicher, weil die Assyrer schon vorher auf den Putz der Wände und in Schmelzziegeln gemalt hatten. — Obwohl man es als communis opinio bezeichnen kann — wohl nur, weil die Probleme kaum je bewußt formuliert und beantwortet sind —, daß alle gleichzeitigen und folgenden, ja unter der irrigen Voraussetzung, daß es ältere assyrische Skulpturen gegeben habe, auch die vorangehenden Orthostatenskulpturen des hettitischen Kreises von der assyrischen Kunst abhängig wären, ist diese Meinung falsch. Um sie zu begründen, müßte man die künstlerischen Gedanken der assyrischen Bildwerke in jenen Werken aus Mesopotamien, Nordsyrien und Kleinasien nachweisen. Das Gegenteil ist der Fall: Bis zum letzten Ende hält die Kunst der westlichen Länder starr am Prinzip des Orthostaten fest: Maßstab, Komposition, Grenze der Darstellung ist von vornherein und immer durch die einzelnen Steinplatten bestimmt. Das Relief ist bildhauerisch, nicht malerisch; die Komposition ebenfalls. Die Ähnlichkeiten liegen also nur im Inhalt, wie in ähnlicher Tracht, Bewaffnung, in gleichen Thematen, kurz in Dingen, die außerhalb des Künstlerischen liegen. Bei vergleichenden Untersuchungen assyrischer und hettitischer Kunst, ist also von vornherein bekannt, daß die assyrischen Werke aus hettitischem Ursprung entwickelt, aber nicht einmal die spätthettitischen Werke von assyrischen abhängig sind.

Ein großer Teil der den assyrischen Bildwerken gleichzeitigen westlicheren Denkmäler gehört einer Gruppe an, die man, da damals eine aramäische Völkerschicht diese althettitischen Gebiete überlagerte, als aramäisch bezeichnet. Dieser Name ist geeignet, die falsche Vorstellung zu erzeugen, daß die in diesen Werken in Erscheinung tretende Kunst aramäisch sei. Die Kunst dieser Landschaften ist, wie sie es von jeher war, nur hettitisch. Durch Inschriften in für uns lesbarer Schrift sind diese Werke unmittelbar und genau datiert. Datierung, womöglich absolute, mindestens aber genaue relative, ist Vorbedingung für jedes Verständnis, und die Datierung der vielen hettitischen

Bildwerke ist noch ganz im Rückstande. Abgesehen vom Fehlen der inschriftlichen Daten ist an der Ratlosigkeit, in der man sich diesen Skulpturen gegenüber befindet, die irrige Auffassung über ihr Verhältnis zur assyrischen Kunst schuld, und ähnliche irrtümliche Anschauungen über ihre Beziehung zur griechischen und ägyptischen Kunst, in denen immer noch etwas vom Geiste Puchsteins „pseudohettitischer Kunst" nachwirkt. „Die hettitische Kultur liegt zwischen den beiden überragenden Kulturen Mesopotamiens und Griechenlands und kann daher nicht den Anspruch erheben, mit gleicher Intensität bearbeitet zu werden." Dieser im Oktober 1927 geschriebene Satz zeigt das zur Evidenz und zugleich die mangelnde Unterscheidung von Babylonien und Assyrien. Denn diese sind mit Mesopotamien gemeint, während doch Mesopotamien immer zum hettitischen Kreise gehörte. Die Erkenntnis der Selbständigkeit und schöpferischen Kraft der bildenden Kunst des hettitischen Kreises fehlt noch überall.

An Handhaben zu einer absoluten Datierung der hettitischen Denkmäler gibt es fast nur das Folgende: Die aramäische Epoche mit ihren aramäischen Inschriften beginnt mit dem 9. Jahrhundert v. Chr., also gleichzeitig mit der assyrischen Skulptur. Vielleicht ein wenig älter sind die nachträglich auf uralte Skulpturen gesetzten assyrischen Keilinschriften des Kapara von Tell Halaf. Solche Wiederverwendung alter Werke liegt auch in Zendjirli und Karkhemisch vor, aber in geringerem Umfange. In Karkhemisch gehören die spätesten Bildwerke mit hettitischer Bilderschrift ebenfalls dem 1. Jahrtausend an. — Die Gruppe Boghazköi-Yazylyqaya, mit hettitischen Bilderschriften, gehört ins 14. Jahrhundert v. Chr., und daran schließen sich eine Anzahl von Einzelwerken. — Im übrigen gliedern sich die Bildwerke in solche mit Inschriften in hettitischer Bilderschrift und in solche ohne Inschriften. Diese Unterscheidung fällt nicht mit der örtlichen Begrenzung in kleinasiatische und in nordsyrisch-mesopotamische Werke zusammen. Vielmehr sind Yazylyqaya bei Boghazköi und Karkhemisch am Euphrat die typischen Vertreter der beschrifteten, und Öyük in Kleinasien, Zendjirli in Nordsyrien, Tell Halaf in Mesopotamien die typischen Vertreter der unbeschrifteten Werke. Dagegen fällt diese Unterscheidung unbedingt zusammen mit einer stilistischen Verschiedenheit, und es kann nicht bezweifelt werden, daß die untrennbare, unbeschriftete Gruppe Öyük—Zendjirli—Tell Halaf die ältere, die beschriftete die jüngere ist. Es gibt nichts, was den Archäologen zu größerer Zurückhaltung zwingt, als unentzifferte Inschriften.

Aber hier liegt doch so viel auf der Hand, daß von den beschrifteten auf uns gekommenen Denkmälern die Felsbilder von Yazylyqaya, die ältesten sind und aus dem **14.** Jahrhundert stammen. Nun ist es aber ganz unwahrscheinlich, daß bei Boghazköi etwa eine Bilderschrift erfunden wäre, gerade in der Zeit, in der, wie die Boghazköi- und Tell el-Amarna-Urkunden lehren, das Khatti-Reich allgemein die Keilschrift übte, die überdies in Kanesh bei Kaisariya ja schon ein volles Jahrtausend vorher in Kleinasien Wurzel gefaßt hatte. Wir müssen also erwarten, ältere Bildwerke mit Bilderschrift zu entdecken, und haben diese wahrscheinlich schon in einer ganzen Reihe von Grabstelen. Von vornherein müssen wir erwarten, daß das Fehlen der Schrift auf den inschriftenlosen Denkmälern damit zusammenhängt, daß man zu ihrer Zeit noch nicht oder erst wenig schrieb. Dies ist natürlich cum grano salis zu verstehen: Es handelt sich nicht um einzelne Denkmale, sondern darum, daß ganze Stilgattungen immer ohne Inschriften auftreten. Für diese Fragen ist sehr zu beklagen, daß die Ausgrabungen von Karkhemisch, infolge der politischen Schwierigkeiten, nicht weitergeführt werden konnten. Denn dort gibt es, im Gegensatz zu den anderen Fundstellen, Werke des hohen Altertums, der Boghazköi-Zeit, einer jüngern Epoche und der jüngsten Zeit. Diese Kontinuität, die sonst nirgends vorliegt, konnte aber nicht genügend aufgehellt, ihre einzelnen Stufen nicht genügend miteinander verbunden und die absoluten Datierungen nicht ausreichend begründet werden. In Tell Halaf liegt eine gewaltige Lücke vor: Uralte Steinbilder, wahrscheinlich aus zwei zeitlich nicht zu weit getrennten Perioden, sind nach unbestimmbar langer Zeit wieder benutzt worden. Was für Lücken das sein können, zeigt die Tatsache, daß z. B. in Samarra Friedhöfe der Zeit um 3000 v. Chr. unmittelbar unter dem Pflaster islamischer Bauten des 9. Jahrhunderts n. Chr. liegen. In Zendjirli besitzen wir, ganz ähnlich wie in Tell Halaf, zwei urtümliche Gruppen, diesen gegenüber — vielleicht neben ganz vereinzelten an Boghazköi anzugliedernden Stücken — die Werke der aramäischen Epoche. Und in Zendjirli haben wir, von Anfang der Erforschung an, das Mittel, die mögliche Lücke zwischen diesen Dingen zu schätzen. Es ist sehr schade, daß Koldewey seine völlig richtige und ganz grundlegende Beobachtung nur geäußert hat, indem er sie sogleich, angesichts der Autorität Puchsteins, der damals seine längst als Irrtum erkannte „pseudo-hettitische Kunst“ schrieb, wieder abschwächte und zurücknahm. Wer Koldewey kannte, kann ermessen, für wie richtig er

sie betrachtete, daran, daß er sie überhaupt äußerte. Diese archäologische Beobachtung ist: Zwischen den jüngsten, römisch-byzantinischen Schichten von Zendjirli und der aramäisch-hettitischen Schicht, also gerade während eines Jahrtausends, ist der Hügel um 2½ Meter gewachsen. Zwischen dieser aramäischen Schicht und der althettitischen liegt ein Anwachsen von etwa 6 Metern. Danach darf man einen Zeitabstand von über 2000 Jahren zwischen der althettitischen und der aramäisch-hettitischen Schicht erwarten. In Tell Halaf geben die Fundumstände eine ähnliche Aufgabe zu lösen: Außer der Epoche des Hügels, in der die urtümlichen Steinbilder wieder verwandt wurden, hat der Hügel nur Funde geliefert, charakterisiert durch die bemalte Keramik, die der Urzeit, dem 3. Jahrtausend, und zwar dessen erster Hälfte angehören müssen; können diese Keramik und die Steinbilder getrennt werden? In Karkhemish gibt es am „Wassertor" Bildwerke der Urzeit, die in zweiter Verwendung erscheinen. Zu welcher der alten Kulturepochen des Hügels gehören sie, und wie sind die zugehörigen Schichten zu datieren? Das ist eine Gleichung mit mehreren Unbekannten, zu deren Lösung Karkhemish allein keine Hilfsmittel bietet.

Die Fundumstände weisen also die ältesten, mehrere Abstufungen aufweisenden Steinbilder in ein ganz hohes Altertum, nämlich die erste Hälfte und die Mitte des 3. Jahrtausends, und die weitere, mit stilkritischen Mitteln zu beantwortende Frage ist, ob die in diesen Werken offenbarte Kunst so alt sein kann. In der Tat kann sie nicht nur, sondern sie muß so alt sein, und wir müssen die althettitischen Bildwerke von Zendjirli und Tell Halaf, von Öyük und einige daran anzugliedernde Werke in das 3. Jahrtausend setzen, und zwar in dessen erste Hälfte und Mitte. Und noch älter sind die — durch Siegel gleichen Stiles relativ datierbaren — Kolossalbildwerke in Basalt aus der Nachbarschaft des Tell Halaf, die noch weit in das 4. Jahrtausend hinaufrücken und der monumentalen Bildhauerei im hettitischen Gebiet den Altersvorrang auch vor Sumer und Ägypten geben. Die letzten Werke dieser uralten Überlieferungsreihe sind die achämenidischen, und mit der achämenidischen Kunst geht unter dem Ansturm Alexanders des Großen das ganze Alte Morgenland zugrunde.

Die Eroberung durch Alexander bedeutet einen so gewaltsamen und dabei so nachhaltigen Einschnitt in der Geschichte des Morgenlandes, daß es keinen Gegenstand gibt, dem nicht sofort anzusehen wäre, ob er vor oder nach diesem Einschnitt geschaffen sei. Und die Wirkung geht weit über den Bereich der tatsächlichen Eroberungen

hinaus. Es ist durchaus kein Zufall, daß die ältesten erhaltenen Denkmäler in Indien — abgesehen von den prähistorischen Dingen — aus der Zeit Asokas, etwa 70 Jahre nach Alexander, stammen, und daß ebenfalls in China die ältesten erhaltenen Monumente erst, noch etwas später, vom Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. datieren. Denn in ihnen finden wir die Merkmale wieder, deren Geschichte wir oben verfolgt haben: Felsbearbeitung, Quaderbau, Bildhauerei in Stein. Unter ihren Formen sind viele, deren westliche iranische Herkunft nicht zu verkennen ist, auf der andern Seite bezeugen die typischen Holzkonstruktionsformen, daß man hier zum ersten Male das vergängliche Holz durch den dauernden Stein ersetzte. Dieser Übergang ist eine Fernwirkung der iranischen Kultur, erfolgt durch die Erschütterung durch die griechische Eroberung, deren Wellen sich nach Indien und China fortsetzen.

Ein andrer Umstand beförderte die spätere Entwicklung dieser Zusammenhänge, nämlich die Tatsache, daß im 2. Jahrhundert v. Chr. die Völkerwelt Innerasiens in Bewegung geriet und eine neue, dritte Völkerwanderung ausgelöst wurde, die das iranische Gebiet dem Hellenismus wieder entriß und es in engere Verbindung mit Süd- und Ostasien brachte.

Der erste Akt dieser Bewegungen ist die Reichsgründung, die kurz vor 250 v. Chr. in Ostiran erfolgte. Die Daher, ein sakischer Stamm aus den Ebenen zwischen Kaspischem Meer und Aral-See, erobern die achämenidische Provinz Parthava, nach der sie selbst und ihr Reich Parther genannt werden. Dies Reich schneidet das gräco-baktrische Reich, das sich zuerst von Samarkand zum Hindukush erstreckte, von der Verbindung mit dem westlichen Hellenismus ab, so daß es, allmählig weiter nach Südosten, nach Indien sich verschiebt und nach kurzem, glanzvollem Leben untergeht. Der zweite Akt dieser dritten arischen Wanderung ist die Bewegung der Saken aus ihrer Urheimat in Ferghana, in mehreren kurzen Etappen, nach Südostiran und Nordwestindien. Diese Saken sind die Saka Tigrakhauda und Haumavarka der Achämenideninschriften, die von der Zeit Kyros' bis zu Alexander am Jaxartes „jenseits von Soghd" sitzen, und da noch von den chinesischen Quellen im Augenblick des Beginns ihrer Wanderung in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. gekannt werden. Der Weg ihrer Wanderung ergibt sich, aus einem kritischen Vergleich der spärlichen abendländischen und chinesischen Berichte, als derselbe, den wir für die erste arische Wanderung annehmen müssen:

Vom Oxusgebiet über Marw und Herat nach Sistan, Baluchistan und Indien. Die Angabe der Chinesen, daß sie, oder ein Teil von ihnen, über den „hängenden Paß“, den man im Gebirgsknoten des Pamir sucht, gezogen wären, darf nicht irreführen, denn dieser „hängende Paß“ gehört der mythischen Geographie an und kann nichts beweisen, auch wenn er später im Pamir vorgestellt wäre. Die Macht des arsakidischen Partherreiches ist groß genug, um den Weg der Saken nach Osten abzulenken. Mithradates II. überläßt ihnen offenbar die südostiranischen Gebiete, an deren einem, Sistan, alt Sakastana, noch heute ihr Name hängt. Das Reich, das etwa 500 Jahre lebte, erstreckte sich außerdem über das ganze südliche Indusgebiet (Sind), Pandjab und bis vor die Tore von Dehli und Bombay, wie sasanidische Inschriften lehren. Dagegen wurde, gleichzeitig, das alte Baktrien, mit Gandara, dem Kabul-Tale, von den Tokharern, später Kushan, besetzt. Das Reich der Kushan endet schon um 225 n. Chr. unter Ardashir I., das Reich der Saken 60 Jahre später unter Bahram II., und bis um die Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. neue innerasiatische Völkerwellen sich über diese Gebiete ergießen, umfaßte und übertraf das Sasanidenreich im Osten die Ausdehnung des Achämenidenreichs.

Vom graeco-baktrischen Reiche ging die Durchdringung des mittelasiatischen Buddhismus mit hellenistischem Gedanken aus. Das Sakenreich erklärt die starken iranischen Einflüsse im nachchristlichen Indien.

Überblicken wir am Schluß dieser Betrachtungen noch einmal die heute nachweisbaren Kulturbeziehungen zwischen Vorder- und Ostasien, so haben wir erstens: Beziehungen zwischen dem hettitisch-kaspischen Kulturkreise und China und Indien in der Urzeit um 3000 v. Chr. Zweitens eine weitreichende Ausstrahlung westasiatischer Gedanken während der Blüte des Achämenidenreiches nach Nordasien und nach Indien. Drittens den starken Anstoß zu neuen Gestaltungen in China und Indien in der Zeit Alexanders und des graeco-baktrischen Reiches, und endlich die nunmehr dauernde Verknüpfung der mittelalterlichen Welt des westlichen und des östlichen Asiens, eine Verknüpfung, die vielleicht nur wiederholt, was bereits in der Morgendämmerung der Geschichte, um die Wende vom 4. zum 3. Jahrtausend v. Chr., Tatsache war.

Religiöse Strömungen in Zentralasien

Zur Verbreitung der Christen und Manichäer in Ostturkistan

Dr. phil. Ernst Waldschmidt

Im Spätsommer 1925 wurde Dr. Wolfgang Lentz und mir durch die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft ein Reisestipendium gewährt, das uns einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in London ermöglicht hat. Wir studierten vor allem die dort zeitweilig ausgestellten Sammlungen Sir Aurel Steins aus Ostturkistan. Gleichzeitig lasen wir uns in ein chinesisch-manichäisches Manuskript aus den Steinschen Funden ein, das uns die Verwaltung des Britischen Museums dann gütigst zur Publikation überließ. Die Herausgabe dieses Textes begannen wir im folgenden Jahre mit einer längeren Arbeit: „Die Stellung Jesu im Manichäismus", die in den Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften erschienen ist. Auf einen Teil der durch diese Abhandlung und die fortschreitende Bearbeitung der Texte angeregten Fragen komme ich im zweiten Abschnitt meines jetzigen Themas, das die Dinge in leichterer Form und in größeren Zusammenhängen vorführt, zurück.

Es ist mir eine Freude, bei Gelegenheit dieses Aufsatzes der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft den ergebensten Dank für die freundlich gewährte Unterstützung aussprechen zu können.

Ost- oder Chinesisch-Turkistan ist schon seit vorchristlicher Zeit ein Land westöstlicher Kulturvermittlung. Kaufleute und Missionare durchzogen es auf Karawanenstraßen, welche die westlichsten Teile des römischen Reichs durch die Vermittlung Persiens und seiner Nachbarn mit dem fernsten Osten Chinas verbanden.

Die große Bedeutung der alten „Seidenstraßen" am Nord- und Südrande Ostturkistans ist uns erst in den letzten Jahrzehnten deutlicher geworden. Einer Reihe von Expeditionen gelang es, aus dem Wüstensand mannigfache Dokumente von hohem kulturhistorischen

Wert zu retten. Unter diesen sind die archäologischen Funde das Bedeutungsvollste. Eine große Anzahl farbenprächtiger Gemälde und Plastiken ist heute im Berliner Museum für Völkerkunde ausgestellt. Diese Kunstwerke zeigen eine eigentümliche Mischung hellenistisch-indischer, persischer und chinesischer Elemente.

In religiöser Beziehung ist Ostturkistan stets vom Westen abhängig gewesen. Noch die heutigen Bewohner sind Muhammedaner, d. h. sie haben Religion, Schrift und Literatur vom Westen übernommen. Die Vorschriften des Koran werden jedoch von ihnen nur wenig streng befolgt. Reste schamanistischer Beschwörungsriten spielen, z. B. bei Krankheiten, eine wichtige Rolle. Mit Hilfe dieser Riten vertreibt man die bösen Geister, die „Dschinn". v. Le Coq schildert uns einmal das Auftreten eines schamanistischen Zauberers in seinem Buche „Volkskundliches aus Ostturkistan" mit den Worten: „Der Perichon (Feenrufer) umschreitet singend und dazwischen arabische Gebete hersagend den Kranken und führt dabei mit seinem mit Rasselringen besetzten Zauberdolch heftige Schläge nach allen Himmelsgegenden. Ein weißer und ein schwarzer Hahn wird dann gebracht, geköpft und das Blut im Krankenzimmer umhergespritzt. Der Zauberer entfernt dann Luftröhre und Lungen des Vogels und peitscht damit den Rücken des Kranken, wobei er fortwährend singt oder Gebete murmelt." — Solche Gewohnheiten sind Äußerungen religiöser Unterströmungen, die wir bei anderen Uralaltaiern in voller Blüte finden.

Die alte Kultur Ostturkistans ist verfallen. In der Zeit, aus welcher die Hauptmasse der Expeditionsfunde stammt (zirka 600—900 n. Chr.), stand das Land noch im Zeichen des Buddhismus, der aus Indien eingeführt war. Die große Menge der Gemälde und Plastiken und der überwiegende Teil der Handschriften, die in vielen Sprachen abgefaßt sind, sind buddhistisch. Neben den Buddhisten entfalteten jedoch auch die Missionare zweier westlicher Religionen eine lebhafte Tätigkeit: die der Christen und die der Manichäer. Wir wissen von der Verbreitung beider Religionen in Zentralasien allerlei durch Reiseberichte muhammedanischer oder europäischer Schriftsteller und aus den chinesischen Annalen.

Hier sollen uns allein einige direkte Dokumente, seien es Inschriften oder Manuskripte, beschäftigen, um — gewissermaßen als Augenzeugen — von der räumlichen und zeitlichen Ausdehnung jener Kirchen zu uns zu reden.

Diese Dokumente reichen nicht aus, um im einzelnen die Wirksam-

keit der beiden Religionen und deren Einfluß auf die kulturelle Gestaltung des Landes zu verfolgen. Dazu wissen wir auch nicht genügend vor allem über eine etwaige Abwandlung ihrer Dogmen gegenüber der westlichen Heimat.

Nach Turkistan gelangte das Christentum in abgewandelter Form, als Nestorianismus. Um dessen Eigenart zu verstehen, wollen wir uns kurz die Entstehung des Namens sowie die Herkunft und Bedeutung dieser Religionsform vergegenwärtigen.

Das gesamte religiöse Leben des 5. nachchristlichen Jahrhunderts bewegen die christologischen Glaubenskämpfe: der Streit über das gegenseitige Verhältnis der beiden Naturen in Christus, der göttlichen und der menschlichen. Auf der einen Seite stehen die Antiochener, welche in dem geborenen und gestorbenen Jesus nur eine zeitweilige äußerliche Vereinigung der beiden Naturen anerkennen wollen, auf der anderen die Alexandriner, nach denen der Mensch Jesus voll und ganz Gott war.

428 wurde Nestorius Patriarch von Konstantinopel. Er stammte aus der Schule von Antiochia und war einer ihrer konsequentesten Anhänger. Nachdrücklich griff er in den Streit um die Berechtigung der Bezeichnung der Maria mit Theotókos, „Gottesgebärerin“, ein, welche aufgekommen war. Er wollte Maria nur als Mutter Jesu oder Mutter des Herrn bezeichnet wissen. Durch diese Stellungnahme brachte Nestorios die Kreise des beginnenden Marienkults gegen sich auf. Man warf ihm vor, er leugne die Göttlichkeit Christi. Sein großer Gegner Cyrill von Alexandria erreichte es, daß die Lehren des Nestorios 431 auf der Synode zu Ephesus verdammt wurden. Nestorios zog sich in ein Kloster zurück; doch fand sein Standpunkt noch weiterhin Verfechter.

Unter den Teilnehmern an der Synode zu Ephesus nämlich befand sich der Presbyter Hibha, Lehrer an der theologischen Schule zu Edessa und späterer Bischof dortselbst. Dieser schrieb 433 einen berühmt gewordenen Brief an den Metropoliten Mari von Rewardaschir in Persien, in welchem er den Konflikt Nestorios-Cyrill besprach. Deutlich lagen seine Sympathien auf der Seite des Nestorios. Daneben entfalteten Hibha und ein Kreis verwandter edessenischer Denker dann eine lebhafte Übersetzungstätigkeit aus dem Griechischen ins Ostaramäische (Syrische). Die Schriften des Diodoros von Tarsos und des Theodoros von Mopsuestia, der Hauptvertreter der antiochenischen Schule, wurden übertragen und ihre Lehren vertreten.

Die Gegenwirkung der offiziellen Kirchenpartei blieb nicht aus. Hibhas Nachfolger in Edessa, Nonnos, suchte bereits 457 die edessenische Schule von Anhängern des Nestorios zu reinigen, 489 erfolgte auf Befehl des Kaisers Zenon die endgültige Schließung der Schule. Die Vertriebenen fanden beide Male in Persien Zuflucht.

Nach Persien, d. h. Mesopotamien, war das Christentum früh, vielleicht schon in nachapostolischer Zeit gelangt. Auf einem Konzile im Jahre 410 wurde auch eine feste Kirchenorganisation begründet.

Man übernahm die Episkopalverfassung des Römerreiches und teilte das Land in sechs Provinzen. Jede Provinz hatte ihren Hauptsitz, die Metropolis, deren Bischöfe Metropoliten hießen. Die Provinzen sind, ihrer Rangordnung nach aufgezählt, 1. Babylonien (Hauptsitz Seleucia), 2. Susiana (Hauptsitz Beth Lapat), 3. Nordmesopotamien und die an das linke Tigrisufer angrenzenden Gebirgsländer (Hauptsitz Nisibis), 4. Mesene (Hauptsitz Basra), 5. Adiabene (Hauptsitz Irbil) und 6. Garamaea (Hauptsitz Kerkuk). Diese Kirchenprovinzen umfassen also im wesentlichen die Grenzen des alten Babyloniens und Assyriens. Von den sechs Metropoliten machte der von Seleucia schon seit Papas Zeit (erstes Drittel des 4. Jahrhunderts) Anspruch auf die Geltung als Oberbischof.

In Persien fanden, wie gesagt, die von ihren Gegnern bald „Nestorianer" genannten edessenischen Vertriebenen freundliche Aufnahme, und in Nisibis gründete man eine theologische Schule, die zu einer überragenden Warte des Nestorianismus wurde. An ihr wirkte zuerst viele Jahre lang der bedeutende Dichter und Theologe Narsai (Nerses). Ein Schüler des Hibha und leidenschaftlicher Verfechter des Nestorianismus war Barsauma, seit 434—35 (?) Metropolit von Nisibis. Dieser erfreute sich der besonderen Gunst des Sassaniden Peroz (457 bis 484) und setzte sich, wohl den persischen Anschauungen zu Liebe, für die Priesterehe ein. Der Katholikos Babhoj in Seleucia († 484) stand den reformatorischen Bestrebungen des Barsauma noch ablehnend gegenüber, ebenso sein Nachfolger Aqaq (Akakios † 496). Sein zweiter Nachfolger Babhaj (Babäus † 502 oder 503) jedoch verhalf der Richtung des Barsauma zum endgültigen Siege. Im Jahre 497 hielt er eine Synode ab, auf der u. a. folgendes festgesetzt wurde:

1. „Daß alles, was zwischen Barsaumas und Akakios (die sich gegenseitig anathematisiert hatten) vorgefallen sei, vergessen und deren Briefwechsel vernichtet werden sollte. 2. Daß es den Patriarchen

wie den Bischöfen, Priestern und Mönchen verstattet sei, sich mit einer Frau zu verheiraten und den Presbytern geboten sei, nach dem Tode der Frau eine andere zu heiraten. 3. Daß man dem Patriarchen von Seleucia unbedingt Gehorsam zu leisten habe." (Nach Keßler.)

Damit brach der Patriarch offen mit der abendländischen Kirche.

Die Absage an das Abendland war, unter einem anderen Gesichtswinkel gesehen, vielleicht eine kirchenpolitische Notwendigkeit, um den Fortbestand des Christentums in Persien zu sichern. Denn wahrscheinlich hätten die Sassanidenherrscher, welche in ewigem Kriege mit dem Oströmischen Reich lagen, eine Organisation, die dauernd die Gefahr der Verschwörung und Unterminierung in sich barg, in ihrem Reiche nicht dulden können. In dieser Lage schützte nur das Bekenntnis zu nationaler Loyalität einigermaßen vor Verfolgungen.

Rückschläge blieben auch so natürlich nicht aus. Im ganzen gesehen aber war die Lage der nestorianischen Christen unter der Herrschaft der Sassaniden nicht ungünstig. Und auch die Araber traten dem Christentum gegenüber relativ rücksichtsvoll auf, ganz anders als z. B. gegen die Zarathustrier. Wichtige Hofämter lagen oft in den Händen von christlichen Beamten, und die christlichen Gelehrten waren hochgeschätzt. So blieb das kirchliche Leben Jahrhunderte hindurch überaus rege, und eine lebhafte Missionstätigkeit entfaltete sich. Nach Süden, Nordosten und Osten breitete sich der Nestorianismus in ungeahnter Weise aus. Ibn Altaj-jib (11. Jahrhundert) und Ebedjesu (um 1300) zählen außer den alten Kirchenprovinzen noch die folgenden jüngeren auf: Hulwan, Herat, Samarkand, Indien und China. Ihre höchste Entfaltung erreichte die Kirche zu Anfang des 14. Jahrhunderts, als dem Patriarchen von Seleucia 25 Metropoliten und über 200 Bischöfe unterstanden. Zu Anfang der Mongolenzeit, unter Dschingis-Chan und seinen toleranten Nachfolgern, waren die Nestorianer bei Hofe so angesehen, daß im Abendlande der Gedanke auftauchte, die Mongolenherrscher zum Katholizismus bekehren zu können. Mehrere Gesandtschaften des Papstes und christlicher Fürsten begaben sich an den Hof nach Karakorum. Die Berichte dieser Missionen sind für uns eine wichtige Quelle für die Kenntnis der damaligen Verhältnisse. Bequem zusammengetragen findet man das einschlägige Material in Cordiers: Le Christianisme en Chine et en Asie centrale sous les Mongols (T'oung Pao Vol. 18, 1917, p. 49—113).

Auf diese Blüte folgte jäh das Verhängnis.

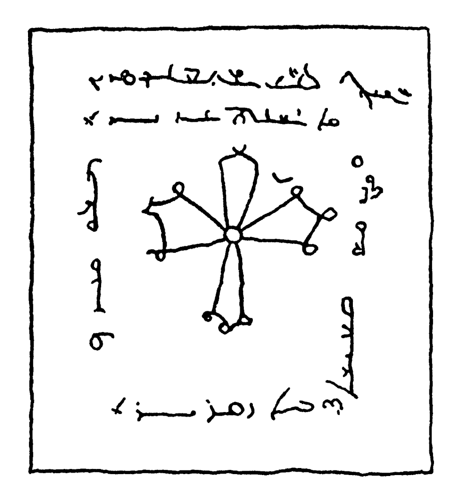

Sibirien
Mongolei
China
Fu Kien
Si-an-fu
Baikalsee
Karabalgassun
Karakorum
Tun-huang
Bulayik
Turfan
Ost-Turkistan
Tibet
Ladakh
Indien
Balkaschsee
Issyk-kul
Pischpek
Tokmak
Russisch oder West-Turkistan
Sogdiana
Aralsee
Persien
Kaspisches Meer

Die Bekehrung mongolisch-türkischer Herrscher zum Islam störte zunächst die Verbindung der verschiedenen Landeskirchen miteinander. Herrscher wie Timur wüteten endlich mit unerhörter Grausamkeit gegen alles Christliche. Bei der Eroberung von Bagdad wurden z. B. alle Einwohner mit Ausnahme der mohammedanischen Gelehrten hingerichtet, an der Spitze die Christen. 120 hohe Türme errichtete man aus den Köpfen der Erschlagenen. So kam das Ende des Nestorianismus. Heute hat er nur noch wenige Anhänger, welche sich im Grenzgebiete der Türkei und Persiens erhalten haben. In allen anderen Teilen Asiens ist der Nestorianismus früher oder später erloschen.

Durch diese kurze Skizzierung haben wir eine gewisse Vorstellung von der Entstehung und Geschichte des Nestorianismus gewonnen. Seine weite Verbreitung in Mittel- und Ostasien wird uns nun vielleicht am besten klar, wenn wir zunächst einige steinerne Zeugen reden lassen, die bis in unsere Zeit fortgelebt haben. Ich bespreche eine Auswahl von drei Denkmälern des Nestorianismus aus ganz verschiedenen Teilen einer riesigen geographischen Ländermasse. Das eine aus dem Osten des heutigen Russisch-Turkistan, das andere aus Westtibet (heute zu Kaschmir gehörig), das dritte aus dem Herzen Chinas.

1. Im Jahre 1885 entdeckte man in Russisch-Turkistan bei Tokmak und Pischpek am Flusse Tschu, nordwestlich des Issyk-kul, zwei Friedhöfe (inzwischen sind zwei weitere dazugekommen, siehe Pelliot: Chrétiens d'Asie Centrale et d'Extrême-Orient, T'oung-Pao, Vol. 15, 1914, p. 623ff.), die zirka 50 Kilometer voneinander entfernt lagen. Man fand dort die Gräber von ungefähr 3000 nestorianischen Christen und etwa 600 Grabsteine mit Inschriften in syrischer Sprache aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Einige hundert dieser Grabinschriften sind von Chwolson in den Memoiren der Petersburger Akademie 1886, 1888 und 1896 herausgegeben worden. Sie sind äußerlich ziemlich gleichförmig. Die Grabsteine zeigen zunächst ein großes nestorianisches Kreuz, um das dann die Inschrift auf allen vier oder auf weniger Seiten angeordnet ist (Abb.). Jede Inschrift enthält ein in Zahlen ausgedrücktes Datum, welches in syrischer Weise vom Beginn der Seleuciden-Ära ab (312 v. Chr.) zählt. Es wird ergänzt durch ein zweites Datum, berechnet nach dem in ganz Asien verbreiteten Zwölfer-Zyklus des Tierkreises. Sodann folgt der

Name des Begrabenen und die Angabe seines Titels oder Standes. Viele der Namen sind rein türkisch und beweisen, daß die Verstorbenen größtenteils türkischer Herkunft waren. Daneben finden sich auch zahlreiche Namen des Alten und des Neuen Testaments, ferner gebräuchliche syrische Namen und zu Eigennamen gewordene Abstrakta, wie Friede, Freude, Ruhe u. a. Die Inschriften erstrecken sich über etwa 150 Jahre (zirka 1200—1360) und legen von einem lebendigen und reichgegliederten Gemeindeleben Zeugnis ab. Unter den etwa 300 Männern, deren Grabinschriften herausgegeben sind,



finden sich 9 Archidiakone, 22 Kirchenvisitatoren, 46 Scholastici, 3 Exegeten, 8 Lehrer, viele Priester usw. Der zugehörige Metropolitensitz war zweifellos Kaschgar im westlichen Ostturkistan, der vom Patriarchen Elija (Elias) III. (1176—1190) gegründet worden ist. Politisch rechnete das Gebiet zwischen Balkasch-See und Issyk-kul damals zum Chanat Transoxanien (Dschagatai), einem Teile des mongolischen Weltreiches, das nach Dschingis Chans Sohn Dschagatai benannt worden war und bis 1358 unter der Herrschaft der unmittelbaren Nachfolger des letzteren stand.

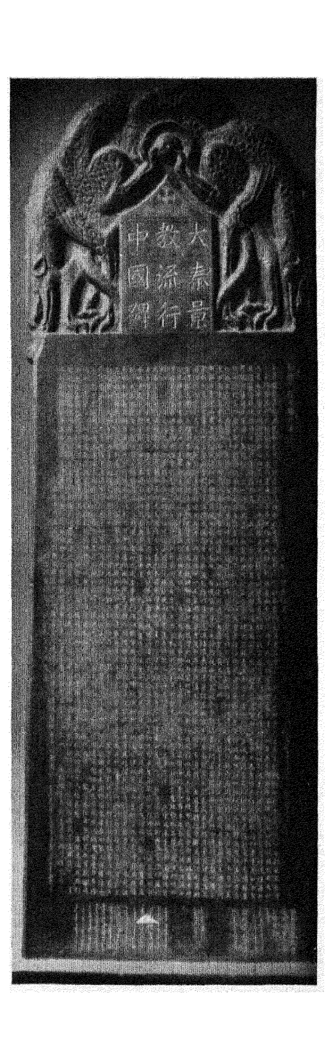
2. Unter einigen Felsinschriften, welche A. H. Francke in Ladakh (Westtibet) entdeckte, befand sich eine soghdische Inschrift, neben der ein großes nestorianisches Kreuz eingeritzt war.

Das Soghdische ist ein ostiranischer Dialekt, beheimatet im Gebiet des heutigen Samarkand. Dieser Dialekt muß in Zentralasien eine bedeutende Rolle gespielt haben. 1904 erkannte Andreas ihn wieder — mit Hilfe der bei Alberuni erhaltenen Monatsnamen — in einigen manichäischen Manuskriptfragmenten, welche die erste deutsche Expedition aus dem Turfangebiet mitgebracht hatte. Seitdem hat sich diese Sprache als bis weit nach Osten verbreitet erwiesen. So konnte F. W. K. Müller 1909 einen für uigurisch gehaltenen Teil der berühmten mehrsprachigen Inschrift von Karabalgassun, welcher von der Einführung des Manichäismus ins Uigurenreich handelt, als soghdisch nachweisen. Soghdisch also hier in Tibet, dort in der fernsten Mongolei!

F. W. K. Müller hat die Inschrift aus Ladakh 1925 in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie herausgegeben. Er hatte keinen Abklatsch zur Verfügung, und die nur photographische Wiedergabe der Inschrift hat noch keine restlose Erklärung zugelassen. Die Inschrift, deren Zeit nicht genau feststeht, ist das bisher südlichste nachweisbare Zeugnis der soghdischen Sprache und Schrift und gleichzeitig ein Dokument des Nestorianismus in Alt-Tibet.

3. Die Stele von Si-an-fu, das berühmte, im 17. Jahrhundert zuerst bekanntgewordene Zeugnis des Nestorianismus in China, wurde am 4. Februar 781 n. Chr. gestiftet. Es versetzt uns somit in eine rund 500 Jahre frühere Zeit als die Grabsteine von Tokmak und Pischpek. Genannt wird in der Inschrift der Katholikos Henanischo II. († 780) als nestorianischer Patriarch, doch gehört die Stele eigentlich schon in das erste Regierungsjahr des großen Patriarchen Timotheos I. (780—823), der bei den Khalifen al Mahdi und Harun al Raschid in hohem Ansehen stand. Die Gründung von sechs neuen Kirchenprovinzen wird auf ihn zurückgeführt, und eifrig förderte er die Missionstätigkeit in Turkistan, China, Indien und Arabien. In China herrschte damals die gewaltige, meist tolerante T'ang-Dynastie, und die Macht des Chinesischen Reiches stand auf dem Höhepunkt aller Zeiten.

Die Stele hat die übliche Form chinesischer Gedenksteine (Abb.). Auf einem Sockel, den eine Schildkröte trägt (auf der Abb. nicht vorhanden), erhebt sich eine flache graue Steinplatte. Sie ist mit ihrer Bekrönung insgesamt etwa 2½ Meter hoch. Oben sieht man zwei Drachen, deren Leiber sich ineinander verschlungen haben. Die Mitte des Steines wird oben durch einen Edelstein markiert, den die Drachen


大秦景教流行中國碑

in den Fängen tragen. Unmittelbar darunter ist in einem Zwickel das nestorianische Kreuz eingeschnitten. — Die rechteckige Tafel zwischen den Drachen enthält den chinesischen Titel der Stele:

Erinnerungsmonument an die Verbreitung der erleuchtenden Lehre Ta-ts'ins (des fernen Westens) in das Reich der Mitte (China).

Der wesentliche Teil der Inschrift ist in chinesischer Sprache und Schrift gehalten. Doch finden sich am Fuße der Stele und an beiden Außenseiten syrische Zeilen, welche etwa 80 Eigennamen enthalten. Vielleicht sind es die Namen hervorragender Gemeindemitglieder oder die von schon verstorbenen Nestorianern. Die chinesischen Kirchennamen dieser Leute sind daneben ebenfalls gegebn. So führt auch der Verfasser der Inschrift Adam den chinesischen Kirchennamen King-tsing und wird zunächst auf chinesisch, dann auf syrisch als Verfasser genannt. Die Stele wurde gestiftet durch den Presbyter und Chorepiskopos Jazdbozidh, Sohn des Presbyters Meles aus Balch in Tocharistan (heute Afghanistan).

Der chinesische Teil der Inschrift zerfällt in drei Abschnitte.

Der erste Abschnitt ist dogmatisch. Er behandelt

a) den Urheber der Schöpfung, den „sublimen Körper unserer Dreieinigkeit", Alaha, den wahren, anfangslosen Herrn; b) die Erschaffung von Himmel und Erde und des ersten Menschen, dessen Natur rein und dessen Seele ursprünglich ohne böses Verlangen ist; c) den Sündenfall. Der Satan bricht die anfängliche ausgeglichene Ruhe; in der Folge verbreiten falsche Propheten ihre Lehren; d) die Fleischwerdung des Messias; e) die Taufe, das Kreuzeszeichen, die Bedeutung der Riten.

Der Abschnitt schließt mit einem Preise der Lehre. Dieser wieder endet mit den Worten, daß die rechte Lehre auf einen Weisen treffen müsse, um zum vollen Glanze zu gelangen.

Ein Stück aus dem Unterabschnitt über die Mission Jesu, die Fleischwerdung des Messias, lautet in Übersetzung:

„Darauf verbarg ein Teil-Körper unserer Dreieinigkeit, der lichte, erhabene Messias, seine wahre (eigentliche) Majestät, wurde einem Menschen gleich und nahm Geburt in der Welt. Engel verkündeten das freudige Geschehnis; ein jungfräuliches Weib gebar den Heiligen im (Lande) Ta-ts'in, und ein leuchtendes Sternbild kündete ihm Glück. Perser (die Magier) sahen (dessen) Glanz und kamen und brachten ihre Huldigungen dar." . . .

„Er erzog zum Guten vermittels des rechten Glaubens, er begründete die Regeln der acht Ziele, die vom Staube reinigen und die Wahrhaftigkeit vollenden (die acht Seligpreisungen!). Er öffnete die Tür der drei Ewigen, die das Leben frei und den Tod verlöschen machen; er hing auf eine leuchtende Sonne, um damit die Speicher der Finsternis zu brechen, und die Falschheit der Dämonen fand damit allzumal ein Ende. Er ruderte das Schiff des Mitleids und stieg damit hinauf in den Palast des Lichts. Darin haben alle Beseelten dann (das Meer) überschritten. — Nachdem er dies vollbracht hatte, stieg er genau um Mittag auf zu seiner wahrhaften Wesenheit."

Der zweite Abschnitt der Inschrift gibt eine historische Abhandlung über die Einführung und die Schicksale des Nestorianismus in China vom Jahre 635 ab. In diesem Jahre gelangte nämlich der erste nestorianische Missionar in Tschang-an (Si-an-fu), der damaligen Hauptstadt Chinas, an. Er brachte eine Reihe von Büchern mit sich. Der Kaiser T'ai-tsung (627—649) nahm ihn freundlich auf, seine mitgebrachten Schriften wurden auf kaiserlichen Befehl geprüft, und 638 erließ der Kaiser das berühmte Edikt, welches den Nestorianern Lehrfreiheit im ganzen Reich zusicherte. Kao-tsung, der folgende Kaiser (650—683), ließ in jeder Provinz eine nestorianische Kirche errichten. Dann scheint unter der Kaiserin Wu (684—704) ein Rückschlag erfolgt zu sein. Es kam zu Streitigkeiten mit den Buddhisten, welche von der Kaiserin begünstigt wurden. Die späteren Herrscher waren aber wieder tolerant und machten der Kirche Stiftungen. Su-tsung (756—762) stiftete wieder einige Kirchen; Taitsung (763—780) und Tö-tsung (780—785) sind die letzten erwähnten Kaiser. Das freundliche Verhalten besonders Tö-tsungs den Nestorianern gegenüber wird ausführlich besprochen. Ein Preis des Nestorianers I-se (das ist Jazd-[bozidh], der Stifter der Stele) beschließt diesen Abschnitt.

Die interessanteste Stelle des historischen Teils ist das erwähnte Edikt des Kaisers T'ai-tsung aus dem Jahre 638. Ich gebe es hier in Übersetzung:

„Das Tao hat keinen ewig(gültigen) Namen, die Heiligen haben keine ewig(gültige) Verkörperung; bald hier, bald dort begründen sie eine Lehre und retten still eine Menge Volks. Der hochehrwürdige O-lo-pön aus dem Reiche Ta-ts'in ist von weither herbeigekommen; Bücher und Bilder führte er mit sich, um sie in unserer Hauptstadt zum Geschenk zu machen. Als wir seine Lehre prüften, haben wir entschieden, sie sei

tief, wundervoll und ungezwungen. Als wir ihre Ursprünge betrachteten (fanden wir), daß sie (nur) entstanden sei, um Wertvolles zu vollenden und aufzurichten. Ihre Sprache hat keine überflüssigen Worte, und ihr Sinn (gar) ist ein Fisch, über dessen Fang man die Reuse (der Worte) vergißt."

„Da sie in allen Dingen hilft und den Menschen nützt, soll man sie im Reich verbreiten. Die damit betrauten Beamten sollen, im Viertel I-ning der Hauptstadt, einen Platz anweisen zur Errichtung einer Kirche der Ta-ts'in, und einundzwanzig Priester sollen diese Kirche verwalten."

„Unter unserer Ahnen-Dynastie der Tschou schwand Tugend und Tüchtigkeit dahin, und Lao-tse auf dem blauen Ochsen zog nach Westen hinauf. Seitdem aber die Prinzipien der großen T'ang-Dynastie leuchten, kehrt der Wind sanft wehend nach Osten zurück!"

Der dritte Abschnitt enthält nur eine kurze poetische Rekapitulation des Voraufgegangenen. Darauf folgen das Datum, die näheren Umstände und die Nennung des Schreibers.

Damit haben wir in weit auseinanderliegenden Zeiten und in großer räumlicher Entfernung voneinander beredte Dokumente eines blühenden nestorianischen Gemeindelebens kennengelernt. Außer diesen existieren noch weitere Steindokumente, die hier nicht betrachtet werden können. Ich verweise nur noch auf ein Denkmal aus der Provinz Fu-kien (s. Karte), das Pelliot im T'oung Pao von 1914 erwähnt und abgebildet hat, und andere, wiedergegeben im J. R. A. S. 1928 p. 449/51. In der Provinz Fu-kien hat, um das hier gleich zu erwähnen, nach Pelliots Mitteilungen im T'oung Pao von 1923 auch eine manichäische Tradition bis ins 17. Jahrhundert bestanden. Inschriften aus der Sung-Zeit mit Erwähnungen manichäischer Werke sollen dort heute noch vorhanden sein.

Von der räumlichen Ausbreitung des Nestorianismus sowohl wie von der Intensität seiner Propaganda gewinnen wir auch eine Vorstellung, wenn wir unseren Blick auf die christlichen Manuskripte richten, welche der Sand Ostturkistans den Entdeckern bescherte. Sie stammen in der Hauptsache vermutlich aus dem 8. und 9. Jahrhundert und sind zu einem Teil in syrischer, zum anderen in soghdischer Sprache abgefaßt. Dazu kommen einige wenige türkische Fragmente und ein mittelpersisches Büchlein. Die christliche Propaganda bediente sich also in Turkistan sowohl der Kirchensprache, des Syrischen, als

auch der Landessprachen, Soghdisch und Türkisch. In Beziehung auf die Schrift ist das Bild noch ein wenig komplizierter. Syrische Handschriften gibt es in syrischer, soghdischer (uigurischer) und Estrangela-Schrift, soghdische (wohlgemerkt christlich-soghdische) in syrischer und soghdischer Schrift, und türkische ebenfalls in syrischer und soghdischer (uigurischer) Schrift.

Doch nun einige nähere Betrachtungen zu den Manuskripten, im Anschluß an den historischen Gang der Entdeckung und Entzifferung!

In der Nähe des Fleckchens Bulayik im Norden der Chinesenstadt von Turfan grub im Jahre 1905 die zweite deutsche Turfan-Expedition eine große Anzahl christlicher Handschriften aus. Einige Stücke derselben wurden sogleich nach Berlin gesandt, und S a c h a u konnte noch 1905 in seinen „Literatur-Bruchstücken aus Chinesisch-Turkistan" der Berliner Akademie die ersten Mitteilungen über ihren Inhalt machen.

Sachau gab Proben aus drei s y r i s c h e n Handschriften. Die erste Handschrift, welche er vorlegte, war in Estrangela geschrieben. Sie bestand aus 18 Blättern und enthielt Reste einer nestorianischen Sammlung von Gesängen für alle Fest- und Gedenktage des ganzen Jahres. Nach welcher Melodie die Lieder gesungen werden sollten, war jedesmal angegeben, unter Beigabe gelegentlicher auf den Gottesdienst bezüglicher Notizen. Eine weitere Handschrift von sechs Blättern entstammte einer ähnlichen Sammlung von Kirchenliedern, bei denen jedoch liturgische Angaben über Zeit und Ort des Vortrages fehlten. Die dritte schließlich, eine umfangreiche Handschrift, bestand aus 60 Blättern. Sie gehörte einem sogenannten Hudhra, „Kreislauf", an, dem großen Choralbuche der Nestorianer, in welchem den Geistlichen die heiligen Texte für alle im Laufe des Jahres wiederkehrenden Sonn-, Fest- und Gedenktage an die Hand gegeben werden, mit einer Beschreibung der betreffenden Kulthandlungen. Eine eingehendere Untersuchung der Handschriften hat seither nicht stattgefunden, darum läßt sich auch darüber, ob die syrischen Handschriften aus Turkistan sachlich Neues bringen, ein endgültiges Urteil nicht fällen.

Gleichzeitig mit den genannten Handschriftenblättern legte S a c h a u aber ein anderes syrisch geschriebenes Blatt vor, das, wie er sich ausdrückte, in einer dem „Syrischen stammfremden Sprache", einem „Dialekt des fernen Ostens des eranischen Sprachgebiets" abgefaßt war. Diese Sprache erwies sich als dem Dialekt einiger manichäischer Handschriftenbruchstücke nahestehend, die bereits die erste Expedition

aus Turkistan mitgebracht hatte und die, wie erwähnt, Andreas bald als das Soghdische bestimmte.

Reich waren die Funde an christlich-soghdischen Texten, mit denen die zweite Expedition aus Turkistan zurückkehrte.

1907 veröffentlichte F. W. K. Müller die ersten „Neutestamentlichen Bruchstücke in soghdischer Sprache". 1912 folgten seine „Soghdischen Texte I": 50 Bruchstücke aus den Evangelien, 19 aus Lukas, 16 aus Matthäus und 15 aus Johannes. Dazu drei Stücke aus dem 1. Korinther und eins aus Galater 3. Den Schluß bildet das nestorianische Glaubensbekenntnis, in soghdischer Schrift. Die 1907 von F. W. K. Müller gegebenen Proben sind unter diesen Texten nochmal enthalten.

F. W. K. Müller hatte bereits festgestellt, daß seine neutestamentlichen Bruchstücke einem Perikopenbuche angehört haben, d. h. gewisse Ausschnitte des Testaments sind, die zur Verlesung an bestimmten Festtagen zusammengestellt waren. Manchmal ist die Nennung dieses Tages erhalten (z. B. F. W. K. Müller S. 28; hier beginnt das Buch). Baumstark und Burkitt haben inzwischen die Zugehörigkeit der Bruchstücke zu schon bekannten nestorianischen Evangelienlektionen erwiesen und die liturgische Ordnung der Stücke hergestellt.

Wie die syrische, so harrt auch noch ein Teil der soghdischen Handschriften der Veröffentlichung. F. W. K. Müller teilte in den „Soghdischen Texten I" schon mit, daß sich auch einige Bruchstücke aus der Märtyrer- und Heiligenlegende unter den Handschriften befinden.

Bei Bulayik wurde auch ein Büchlein von noch zwölf mehr oder minder beschädigten Blättern gefunden, das der Zeit nach über alle übrigen Funde hervorragt. Es enthält Bruchstücke einer Übersetzung der Psalmen aus dem Syrischen in das Mittelpersische und ist in Pehlewischrift geschrieben. Das beweist, daß das Buch für bekehrte Zarathustrier verfaßt war. Andreas brachte einen vorläufigen Bericht über das Buch in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie von 1910. Die Handschrift kann nach ihm nicht vor der Mitte des sechsten Jahrhunderts geschrieben worden sein. Denn erst damals hat der nestorianische Patriarch Mar Abha (Katholikos von 540 bis 552) die sogenannten Kanones, das sind Wechselgesangstrophen der Gemeinde, in den Psalter aufgenommen. Wir finden diese Kanones aber schon in unserer Hand-

schrift, d. h. nach dem ersten Vers eines jeden Psalms folgt ein mit roter Tinte geschriebenes Responsorium. Die in der Handschrift überlieferte Übersetzung des Psalters aus dem Syrischen ins Mittelpersische muß schon früher entstanden sein. Das macht Andreas mit verschiedenen Gründen glaubhaft, und wenn er damit Recht hat, die Übersetzung für etwa zwischen 410 und 420 entstanden zu halten, so lernen wir daraus, daß die persischen Christen zu dieser Zeit ihren Gottesdienst bereits in ihrer eigenen Sprache abhalten konnten.

Die christlichen Handschriften in türkischer Sprache sind wenig zahlreich. Bisher fanden sich drei Blätter in soghdischer (uigurischer) und drei in syrischer Schrift. Die uigurisch geschriebenen sind von F. W. K. Müller (1908) und A. v. Le Coq (1909 und 1922) erstmalig publiziert worden. W. Bang hat alle drei Stücke 1926 im Muséon neu behandelt. Erhalten haben sich darin eine apokryphe, ausführliche Schilderung der Anbetung der heiligen drei Könige (der Magier), ein Abschnitt, den Bang für einem christlich aufgemachten Wahrsagebuch entstammend ansehen will (?), schließlich der Rest einer Georgspassion.

Daß auch eine chinesische nestorianische Handschrift existiert, ist in Deutschland m. W. bisher kaum beachtet worden. Sie gehört allerdings nicht zu den deutschen Turfanfunden, stammt aber auch aus Ostturkistan, und zwar aus Tun-huang, wo sie Prof. Pelliot erwarb und dann von da mit nach Frankreich nahm. Heute befindet sie sich in der Bibliothèque nationale (Inv. Nr. 3847) zu Paris. Herausgegeben ist sie 1910 im Faksimileverfahren in der Sammlung der Shï-shï-pi-pao „der verborgenen Schätze aus der Steinkammer (zu Tun-huang)", außerdem im Tun-huang-shï-shï-i-shu, d. h. unter den „verlorenen Büchern der Steinkammer zu Tun-huang" (Peking 1909). Pelliot hat die Handschrift 1908 im B. E. F. E. O. kurz beschrieben, und Chavannes und Pelliot haben mehrfach Notizen über ihren Inhalt gegeben.

Der Text dieser Handschrift besteht aus zwei Teilen, und diesen ist noch ein Kolophon angeschlossen, der geschichtlich nicht ohne Interesse ist. Denn wir haben es — so ergibt sich daraus — bei unserm Text mit einer Übersetzung aus der Sprache von Ta ts'in zu tun, und Übersetzer ist King-tsing oder Adam, der bekannte Verfasser der Inschrift auf der Stele von Si-an-fu.

Der erste Teil enthält einen Hymnus auf die Dreieinigkeit und ist betitelt: „Preis der drei Majestäten, der Rettung ge-

währenden, nach der leuchtenden Lehre von Ta tſʻin." Der Hymnus weiſt einen Siebenzeichen-Rhythmus auf, und je viermal ſieben Zeichen ſchließen ſich zu einer Strophe zuſammen. Man wird dadurch an die Onitha erinnert, den Grundſtock der ſyriſchen Hudhra, welche gewöhnlich aus Reihen gleichgebauter, faſt immer ſiebenſilbiger, vierzeiliger Strophen beſteht und mit einer trinitariſchen Doxologie abſchließt. Möglicherweiſe haben wir es bei unſerm Hymnus, der elf vierzeilige Strophen hat, mit einem ſolchen Onithaſchluß zu tun. Einige Proben aus dem Hymnus mögen folgen:

In Strophe 3 wird die Trinität genannt:

„Unzugänglich, ſtill, unerreichbar (ſind) Könige, wahrhaft und ewig:
der Mitleidsvater, der lichte Sohn und der Reine-Wind-König.
Unter allen Kaiſern ſind ſie die Muſter-Kaiſer,
unter allen Ehrwürdigen der Welt ſind ſie die Geſetzes-Erlauchten!"

Weiterhin wird geſchildert, wie die Dreieinigkeit beſtändig in einem wunderbaren, grenzenloſen Licht wohnt, wie es Menſchen niemals zu ſehen erlangten.

In Strophe 6 beginnt der Preis des Meſſias:

„Wir alle rufen jetzt an: das mitleidige Erbarmen
und preiſen jene wunderbare Freude, die dieſes Land durchſtrahlt,
den Meſſias, den allſeits ehrwürdigen, den großen heiligen Sohn,
der viele über das Reich des Leidens hinüberführte und ungezählte Tauſende rettete."

Sodann wird vom Meſſias geſagt, er ſei der König des ewigen Lebens, der ſich der Schafe erbarmte. Als der heilige Sohn throne er zur Rechten des Vaters. Aber er habe den vielen Bitten willfahrt und ſei hinabgeſtiegen als der Bootsführer, der aus den Stürmen des Feuerſtromes hilfreich hinausführt.

Die letzten Strophen lauten:

9 „Der große Meiſter iſt unſer Mitleidsvater!
Der große Meiſter iſt unſer heiliger Herr!
Der große Meiſter iſt unſer Geſetzeskönig!
Der große Meiſter vermag alle zu retten und hinüber zu geleiten!"

10 „Der große Meister hilft allen durch die Kraft der Weisheit,
und alle Augen blicken unverrücklich zu ihm auf.
Für die Verschmachtenden spendet er Nektar
und fördert durch Tränkung das Wachstum der verborgenen
Wurzeln des Guten."

11 „Großer Heiliger, allseits verehrungswürdiger Messias!
Wir preisen (1.) den Mitleidsvater, das meerestiefe, aufgespeicherte Mitleid,
(2.) den großen Heiligen, den gnadenreichen und (3.) die Reine-Wind-Natur,
das kristallreine Ohr des Gesetzes, das nicht überleget!"

Der zweite Teil ist überschrieben: Buch der Ehrwürdigen. Er beginnt mit einer Anrufung der Dreieinigkeit, bei der die Namen Alaha, Messias und Ruha dqudscha phonetisch wiedergegeben sind.

„Verehrung dem sublimen Körper, dem erhabenen Vater, Alaha!
Dem fleischgewordenen Körper, dem erhabenen Sohn, dem Messias!
Dem bezeugenden Körper, dem heiligen Geist (Ruha dqudscha)!
Obige drei Körper schließen sich zusammen zu einem Leib!"

Darauf folgt eine Aufzählung von 22 „Gesetzeskönigen" (Aposteln und Propheten), deren Namen meist phonetisch wiedergegeben werden: (1.) Johannes, (2.) Lukas, (3.) Markus, (4.) Matthäus, (5.) Moses, (6.) David, (8.) Paulus usw. Anschließend sind die Titel von 35 Büchern aufgezählt, teils phonetisch wiedergegeben, teils übersetzt; darunter: (4.) das Buch vom Schatz im Himmel, (5.) das Buch vom heiligen Könige David, (6.) das Buch des Evangeliums, (9.) das Buch vom kostbaren Licht, (14.) das Buch von den drei Grenzpunkten (Zeiten), (19.) das Buch vom Apostel Paulus, (25.) das Buch vom Preis der Dreieinigkeit, (26.) das Buch vom Gesetzeskönig Moses, (27.) das Buch des Elia, (28.) das Buch der Gesänge (afrin, pers.), (30.) das Buch vom Messias, dem Herrscher über Himmel und Erde, (31.) das Buch von den vier Toren u. a.

Den Schluß bildet ein Kolophon. Wir hören hier, genau wie auf der Stele von Si-an-fu, von der Ankunft des hochwürdigen Priesters O-lo-pön im neunten Jahre Tschöng-kuan (635) unter Kaiser T'ai tsung. O-lo-pön richtete eine Eingabe an den Thron, welche die

Würdenträger Fang-hüan-ling und Wei-tschöng übersetzten. Der Nestorianer King-tsing, der Verfasser der Inschrift von Si-an-fu, erhielt später (von den Schriften, welche O-lo-pön mitgebracht hatte) die vorher aufgeführten dreißig und einige Bücher zur Übersetzung. — Außerdem wird erwähnt, daß es an Originalschriften der Lehre von Ta-ts'in 350 Bände gab, alle im Gegensatz zu den chinesischen Rollen auf (Palm?-) Blätter oder Leder geschrieben und in westlichen Sprachen verfaßt. Außer den genannten Schriften seien jedoch keine weiteren übersetzt worden.

Der Nestorianismus ist eine Form des Christentums, und darum sind seine Grundlehren jedem Leser von Haus aus vertraut. Er lebt, wie gesagt, auch noch, wenn auch in bescheidenem Maße, und es existiert eine große originale Literatur in syrischer Sprache und eine Art Kirchengeschichtsschreibung, welche eine Orientierung über die Dogmen und Organisation der Kirche seit langer Zeit ermöglichen.

Anders steht es mit dem Manichäismus, der Religion des Persers Mani. Diese ist heute vollständig untergegangen. Von allen Seiten mit Haß verfolgt, stützt keine Kirchenorganisation sie mehr, und ihre Originalschriften schienen bis vor kurzem radikal vernichtet.

Wer war denn Mani, und was wissen wir von seinen Lehren?

Manis Heimat ist Babylonien, das zu jener Zeit eine Provinz des Persischen Reiches war. Dort wurde der künftige Religionsstifter im Jahre 215 oder 216 n. Chr. geboren, mütterlicherseits von adliger Herkunft. Im Persischen Reiche herrschte damals die parthische Dynastie der Arsakiden; doch noch in Manis Jugend fällt der Sturz derselben durch die Sassaniden, die sich im südwestlichen Teile Persiens eine Hausmacht begründet hatten. Im Jahre 242 n. Chr., am Krönungstage des zweiten Sassanidenherrschers Schapur I., hat Mani seine neue Lehre dem Volke zum ersten Male öffentlich verkündet. Er fand nur vorübergehend Beifall, und sein Leben scheint seitdem unstät verlaufen zu sein. Lange Jahre weilte er offenbar außer Landes. Die Legende läßt ihn bis nach Indien gelangen. In reifem Mannesalter hatte er, nach dem Tode Schapurs, noch einmal die Hoffnung, für seine Lehre Anerkennung zu gewinnen und kehrte nach Persien zurück. Doch auch jetzt war ihm kein dauernder Erfolg beschieden. Der neue König Bahram I., Schapurs Enkel, ließ ihn 273 n. Chr. sogar schimpflich hinrichten und seine Haut an einem Tore der Residenz öffentlich

zur Schau stellen. So fand Mani den Tod, im Alter von fast 60 Jahren, als Märtyrer seiner Überzeugung.

Ein Hauptcharakteristikum des Manichäismus ist sein weitgreifender, konsequent durchgeführter D u a l i s m u s. Dieser begegnet uns sowohl in der gesamten Natur wie in der moralischen und geistigen Haltung des Menschen. Im Physischen haben wir den Gegensatz von Licht und Finsternis: das Licht repräsentieren vor allem Sonne, Mond und das Heer der Sterne, die Finsternis dagegen manifestiert sich im „Fleischeskörper", der aus Knochen, Nerven, Adern, Fleisch und Haut besteht. Auf ethischem Gebiet finden wir den Dualismus als den Gegensatz von Gut und Böse, auf psychischem schließlich als den von rechter Erkenntnis und irrer Verblendung.

Das manichäische Schöpfungsdrama spielt sich in mehreren Akten ab. Am Anfang steht der transzendente Lichtvater, der erhaben über alle irdischen Formen in endlosem Lichte thront. Seine Wohnung heißt das Lichtreich.

Hören wir zunächst einmal, wie sich der Manichäer dieses Reich ausmalt. — Die eingangs erwähnte Hymnenrolle enthält einen vielstrophigen Preis der Lichtwelt, dessen Tenor sich vielleicht am schnellsten durch eine Probe darlegen läßt:

„Das hoch, breit und grenzenlos ist als erstes,
wo überall Licht und kein Finsternis herrscht,
wo alle Götter und Lichtgesandten verweilen:
das ist der Wohnbereich des Lichterhabenen."

„Lichtdurchdrungen nach allen Seiten, ganz Reinheit,
von ewiger Freude, von ruhigem Frieden und ohne Bewegung,
genießt jenes Freude, ist ganz ohne Kummer —
von Worten des Leidens gilt keines allhier."

„Wenn jemand reiset in jenem Gefilde,
ist ganz und gar Eintracht, gibt's keinerlei Sorgen,
und frei geht ein jeder der heiligen Scharen,
Beraubung und Feßlung (hier) niemals geschehn."

„Die prächtigen Gefilde sind ganz und gar lauter
und uranfänglich ohne Böses und Unrat,
von Freude durchdrungen, beständig und einzig —
von Worten des Neides gilt keines allhier."

Ähnlich wird in vielen Bildern immer wieder ausgedrückt, wie sehr alle irdischen Unvollkommenheiten dem Lichtreich fehlen, und wie herrlich sein Schönheit ist.

Der Dämon der Finsternis fällt in die Lichtwelt ein und veranlaßt dadurch eine Folge von Schöpfungen, welche der Lichtvater aus sich entläßt, und von Gegenaktionen seiner selbst, da er allem zu begegnen weiß. Ein Resultat dieser Entwicklung in Beziehung auf das Universum ist die Gefangenschaft eines Teiles des Lichts, der „lichten Elemente", in der Macht der Finsternis. Der erste Mensch, Adam, endlich, ist ein Geschöpf der Finsternis, und sein Fleischeskörper das mikrokosmische Gefängnis seines in Banden geschlagenen Licht-Ichs.

Der Lichtvater bringt noch einmal Hilfe und entsendet Jesus, der dem Adam die rechte Erkenntnis verleiht: die Unterscheidung zwischen Licht und Finsternis, und damit die Zurückführung des Lichtes im Menschen in seine frühere Heimat einleitet.

Dies ist in kurzen Worten der Verlauf des Schöpfungsdramas der Manichäer. Auf seine Einzelzüge kann hier nicht eingegangen werden. Sie schillern in eigentümlich mannigfachen Farben, und die kühne Kombination und mythische Deutung des Weltgeschehens hat dem Manichäismus ebenso leidenschaftliche Anhänger wie Bekämpfer zugezogen.

Der Manichäismus lebte nach dem Tode seines Stifters fort. Bald traten seine Sendboten und Anhänger in allen Teilen der antiken Welt und durch ganz Asien bis nach China hin auf. Im Mittelmeergebiet und in Persien wurden sie stets verfolgt, und nie hat sich der Manichäismus in diesen Ländern der offiziellen Duldung durch die Staatsgewalt zu erfreuen gehabt. Eine Kirchengeschichtsschreibung von originalen manichäischen Quellen, eine Art von Märtyrerakten oder Synodenberichten, kennen wir darum nicht. Ja, die gesamte originale manichäische Literatur des Abendlandes ist bis auf einen kurzen lateinischen Text und wenige belanglose syrische Fragmente verloren.

Wenn man trotzdem schon lange eine gewisse Vorstellung sowohl von der Organisation der manichäischen Kirche wie von den Lehren Manis hatte, so verdankte man es einer ganzen Reihe umfangreicher Schriften, die sich mehr oder weniger polemisch gegen den Manichäismus wenden.

Diese indirekten Quellen unserer Kenntnis sind in lateinischer, griechischer, syrischer und arabischer Sprache verfaßt, und schon die große Zahl und die Sprachenvielheit gegnerischer Schriften zeugen von der Verbreitung und Bedeutung der manichäischen „Ketzer" auch im

Mittelmeergebiet. Der heilige Augustin, der übrigens in seiner Jugend eine Anzahl von Jahren manichäischer „Hörer" war, gehörte bekanntlich zu seinen heftigsten Gegnern.

Sachliche Darstellungen der manichäischen Lehren fehlten uns nicht ganz, doch war es nie recht möglich, aus den Polemiken z. B. der Kirchenväter den Kern herauszuschälen, der den wirklichen Glauben der Manichäer ausmacht. Von früh auf wurde dazu dem Manichäismus der Vorwurf gemacht, er verstehe es, seinen Lehren ein Mäntelchen umzuhängen, das nach der jeweils herrschenden Staatsreligion und dem Lande verschieden zugeschnitten sei.

Unter diesen Verhältnissen bedeutete es den Anbruch einer neuen Epoche, als im Jahre 1903 die erste deutsche Turfanexpedition aus Zentralasien zurückkehrte und es sich bald ergab, daß unter ihren Funden eine große Menge von Bruchstücken der verloren geglaubten manichäischen Originalliteratur vorhanden war.

Bevor wir nun zur Schilderung der aufgefundenen Handschriften und ihrer Entzifferungsgeschichte übergehen, fragen wir, analog dem Verfahren beim Nestorianismus, zunächst nach einem direkten geschichtlichen Zeugnis, das uns die Verbreitung und Bedeutung des Manichäismus irgendwie näherbringt. Ein solches Zeugnis und Denkmal des Manichäismus ist die schon S. 76 erwähnte mehrsprachige Inschrift zu Karabalgassun in der Mongolei.

Die Inschrift wurde 1892 von Radloff in seinem „Atlas der Altertümer der Mongolei" herausgegeben. Sie ist in drei Sprachen abgefaßt, in Chinesisch, Türkisch und Soghdisch, und fällt in die Regierungszeit eines Uiguren-Chans, der von 808 bis 821 n. Chr. herrschte. Zum Preise dieses Chans ist sie geschrieben und muß vor seinem Tode abgefaßt sein. Die verschiedenen Vorgänger des Chans werden darin aufgezählt, und der Schluß der Inschrift besteht aus einer Feier seiner Taten.

Mit dem Manichäismus beschäftigt sich das Stück der Inschrift, welches den von 759 bis 780 regierenden Chan behandelt. Dieser wurde im Jahre 762 nach dem plötzlichen Tode des Kaisers Su-tsung von einem Rebellen eingeladen, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um China auszuplündern. Der Chan kam auch mit seinem Heere herbeigezogen. Geschickte Unterhändler verstanden es aber, ihn von Tsch'ang-an, der Hauptstadt der T'ang, abzulenken und ihn zur Plünderung von Lo-yang, wo sich das Hauptquartier der Rebellen befand, zu veranlassen.

Die Inschrift lehrt uns nun kennen, was sich bei der Gelegenheit der Eroberung von Lo-yang weiter begab: der Chan wurde mit Manichäern bekannt und führte vier manichäische Priester mit in sein Reich zurück, unter denen besonders der eine wegen seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinnes gerühmt wird. Die manichäische Lehre wurde dann vom Chan im Uigurenreiche feierlich eingeführt. Das königliche Edikt darüber wird in der Inschrift zitiert. Es schildert die Vorzüge der „Licht-Lehre" und begründet zum Schluß ihre Einführung mit den Worten: „damit das barbarische, blutdampfende Land sich verwandle in ein solches, wo man sich von Gemüsen ernährt, damit der Staat, in welchem man tötete, sich verwandle in ein Reich, wo man zum Guten ermahnt" (nach Chavannes und Pelliot).

Dies ist das historische Ereignis, welches die Erhaltung auch unserer turkistanischen Manichaika im weiteren Gefolge hatte. Denn die uigurischen Herrscher blieben fürs erste dem Manichäismus geneigt, wenn auch die Bevölkerung nicht in stärkerem Maße bekehrt worden zu sein scheint. Damit hatte der Manichäismus zum ersten Male den Schutz einer Staatsgewalt gewonnen, der noch im 10. Jahrhundert bei einer Verfolgung von Manichäern durch Mohammedaner in Churasan über die Grenzen des Landes hinaus wirksam wurde.

Doch nun zu unsern Handschriften!

Als erster konnte im Februar 1904 F. W. K. Müller der Berliner Akademie in einem kurzen Bericht („Handschriftenreste in Estrangelo-Schrift aus Turfan, Chinesisch-Turkestan" I) mitteilen, es sei ihm gelungen, die der syrischen Estrangela ähnliche Schrift vieler Turfanfragmente zu entziffern. Damit verband er sogleich eine zweite Nachricht, und diese war, das öftere Vorkommen des Namen Mani und andere Kriterien erhöben es über allen Zweifel: man habe Reste der bis dahin verschollenen manichäischen Originalliteratur vor sich!

Noch in demselben Jahre erschien eine Abhandlung F. W. K. Müllers gleichen Titels (II), in der eine lange Reihe von manichäischen Fragmenten publiziert wurde. F. W. K. Müller konnte darin stolz darauf hinweisen, daß er unter den Fragmenten u. a. ein Bruchstück von Manis berühmtem, dem Könige Schapur gewidmeten Buche Schapurakan gefunden habe, dazu Bruchstücke aus Manis „Evangelium" und den „Episteln". Zum Schluß gab er einige Proben manichäischen Inhalts in einem „Pehlewi-Dialekt", den Andreas bald, wie S. 76 erwähnt, als das Soghdische nachwies. Alle anderen

Fragmente waren in zwei verschiedenen mittelpersischen Dialekten abgefaßt, die von Andreas festgestellt wurden: dem Norddialekt, der Reichssprache der Arsakiden, und dem Südwestdialekt, der Reichssprache der Sassaniden.

Auf F. W. K. Müllers ersten Bericht hin gab auch der Petersburger Akademiker Salemann einige in Rußland befindliche manichäische Fragmente heraus. — 1905 berichtete F. W. K. Müller in der Akademie über „Eine Hermasstelle in manichäischer Version". 1912 erschien seine Abhandlung: „Ein Doppelblatt aus einem manichäischen Hymnenbuch (Mahrnamag)". In dieser Publikation gibt F. W. K. Müller als Anhang auch den Originaltext zu einem 1912 in der Festschrift für Thomsen übersetzten Bruchstück: „Der Hofstaat eines Uiguren-Königs". Dies Fragment ist historisch bedeutsam; denn der darin erwähnte König ist identisch mit dem vorhin behandelten Chan der Inschrift von Karabalgassun, der die Religion Manis ins Uigurenreich einführte. Er trägt hier u. a. das Epitheton „Emanation des Mani". Auch auf dem einen Blatte des Mahrnamag (es ist die Vorrede oder der Kolophon, im Südwestdialekt abgefaßt) wird ein Uigurenkönig mit seinem ganzen Gefolge aufgezählt. Die beiden Texte geben so ein anschauliches Bild der Sprach- und Völkermischung am Hofe dieser Herrscher. Das andere Blatt des Doppelblatts besteht aus einem Verzeichnis, das uns die stattliche Anzahl von etwa 100 Versanfängen manichäischer Hymnen im Norddialekt überliefert.

Seit 1912 sind dann iranische Texte aus den Turfanfunden erst wieder durch die zu Beginn erwähnte Abhandlung Waldschmidt-Lentz' (1926) bekannt geworden.

Der Turfanoase entstammt auch eine große Anzahl manichäischer Fragmente in Mitteltürkisch (Uigurisch). A. v. Le Coq hat sich derselben angenommen und einen großen Teil davon in seinen „Türkischen Manichaica" (I—III, 1911, 1919, 1922) unter den Abhandlungen der Berliner Akademie publiziert. Größtenteils sind es Fragmente. Ein zusammenhängender Text ist allein ein Chuastuaneft, das ist ein manichäischer Laienbeichtspiegel. In genauer Spezialisierung werden darin die Vergehen gegen die verschiedenen Götter und Institutionen dargelegt, und nach jedem Absatz wird um Vergebung der Sünden gebeten. Dieser Text existiert in verschiedenen Handschriften, welche sich in London, Petersburg und Berlin befinden. Radloff gab zunächst 1909 die Petersburger Handschrift

heraus, darauf folgte 1911 eine Publikation v. Le Coqs, der Teile der Berliner und die Londoner Handschrift im J. R. A. S. ins Englische übersetzte (die Berliner Fragmente erschienen gleichzeitig auch im Anhang zu den Abhandlungen der B. A. W. 1910). W. Bang hat den Text 1923 im Muséon neu bearbeitet und übersetzt. Zu erwähnen bleibt noch, daß v. Le Coq schon 1908 und 1909 Proben manichäisch-türkischer Texte gegeben hatte.

Über die Schrift der manichäischen Handschriften ist zu sagen, daß die iranischen Manuskripte in manichäischer oder in soghdischer Schrift geschrieben sind, desgleichen die türkischen. Doch gibt es auch einige Blätter in köktürkischen „Runen", mit mitteliranischen und türkischen Hymnen.

Schließlich sei noch auf die große Vorliebe der Manichäer für prächtig illuminierte Handschriften hingewiesen. v. Le Coq hat 1923 den manichäischen Miniaturen den zweiten Band seines großen Tafelwerkes: „Die buddhistische Spätantike in Mittelasien" gewidmet.

Mit den iranischen und türkischen Handschriften müssen wir von unsern Berliner Turfanfunden Abschied nehmen, denn chinesische manichäische Handschriften sind darunter bisher nicht aufgetaucht. Solche existieren aber. Unter den Schätzen der großen Bibliothek von Tun-huang, welche Stein und nach ihm Pelliot zu je einem Teil erwarben, während ein anderer nach Peking gelangte, haben bisher drei chinesische manichäische Handschriften nachgewiesen werden können.

Die erste befindet sich heut in Peking und ist 1911 von Chavannes und Pelliot im Journal Asiatique publiziert worden. Sie enthält einen großen dogmatischen Text, dessen Thema eingangs in einer Doppelfrage formuliert wird: 1. „Bilden Fleischeskörper und ursprüngliches Ich eine Einheit, oder sind sie zweierlei?" 2. „Haben alle Heiligen samt und sonders, die auf der Welt erschienen sind, das Mittel enthüllt, das da vermag das Licht-Ich zu retten und es Befreiung von den vielen Qualen und endgültigen Frieden und Freude erlangen zu lassen?" Auf diese Fragen antwortet der „Traktat Chavannes-Pelliot" mit einer ausführlichen Schilderung der Verstrickung des Lichts in die Bande der Finsternis, der dadurch veranlaßten Schöpfungen und Gegenschöpfungen des guten und des bösen Prinzips und endlich des Erscheinens und Wirkens eines Lichtgesandten. Die Antwort auf die zweite Frage wird in einem klingenden Schlußhymnus formuliert, der uns zugleich sagt, wer der Lichtgesandte ist: es ist der

Große Heilige! — Der Traktat machte zunächst den Eindruck, keine direkte Übersetzung zu sein, da der chinesische Übersetzer sich vieler Ausdrücke der buddhistischen Terminologie bedient. Er ist aber keine bloße Mundgerechtmachung manichäischer Vorstellungen für Chinesen, denn v. Le Coq fand eine ganze Reihe türkischer Bruchstücke derselben Lehrschrift (s. Manichaica III), und im Zusammenhang mit der Bearbeitung des eingangs erwähnten chinesischen Textes gelang es, Teile des nordiranischen Originals unter den Turfanmanuskripten zu entdecken. Diese geben auch den Titel des Textes, der im Chinesischen fehlt; er lautet: „Lehrschrift über das Erkenntnislicht."

Der zweite fragmentarische Text wurde ebenfalls von Chavannes und Pelliot (1913, im Journal Asiatique) publiziert. Er befindet sich jetzt in der Bibliothèque Nationale zu Paris. Vor einigen Jahren tauchte in London unter den Steinschen Funden ein anderer Teil dieses Manuskriptes auf, welcher den Titel des Ganzen enthielt: „Kompendium der Religion des Lichtgottes Mani." Auch das Datum der Übersetzung ist hier gegeben. Die Übersetzung, vielleicht besser die Zusammenstellung des Textes, erfolgte danach auf kaiserlichen Befehl im Jahre 731 n. Chr. Dieser neu aufgefundene Teil ist noch nicht publiziert.

Ein dritter chinesisch-manichäischer Text ist eine große, 7½ Meter lange Hymnenrolle, deren Bearbeitung Wolfgang Lentz und mir übertragen worden ist. Sie stammt auch aus den Steinschen Funden und befindet sich heute im Britischen Museum zu London. Die Bedeutung dieser Handschrift besteht darin, daß sie uns zum erstenmal einen großen zusammenhängenden manichäischen Hymnentext kennen lehrt, dessen Teile durch Angabe der angerufenen Gottheiten und der Verfasser der betreffenden Hymnen einwandfrei bestimmt werden. Eine Hauptschwierigkeit bei der Bearbeitung der iranischen und türkischen Fragmente dieser Art bestand nämlich bisher darin, daß fast immer nur einzelne, abgerissene Stücke vorhanden waren, in denen bald diese, bald jene Gottheit angerufen schien, ohne daß eine zweifellose sachliche Einordnung möglich wurde.

Im Jahre 1926 haben Lentz und ich eine Abhandlung: „Die Stellung Jesu im Manichäismus" vorgelegt, in der ein Teil der erwähnten chinesischen Hymnenrolle mit einer Reihe von iranischen Paralleltexten publiziert wurde. Wir wählten zunächst die auf Jesus bezüglichen Hymnen aus, weil sie aufs deutlichste die bisher schwer faßbaren christlichen Elemente in Manis Lehre hervortreten ließen.

Nicht recht geklärt war bis dahin die Frage, wer eigentlich als der manichäische Erlöser anzusehen sei. War es der Stifter der Religion, Mani, selber, oder konnte bald dieser, bald jener Gott als Erlöser fungieren?

Dies ist inhaltlich genau dieselbe Frage, die der oben besprochene chinesische Traktat Chavannes-Pelliot eingangs, unter 2, aufwirft. Und die Antwort, welche der Schluß darauf gibt, ist auch bereits erwähnt: Nur der Große Heilige ist der wahre Erlöser! — Dieser, dort namenlose, „Große Heilige" ist nun zweifellos Jesus. Das ergibt sich aus der großen Jesushymne der chinesischen Rolle, in der Jesus unter dieser Bezeichnung viele Male angerufen wird. Als Beispiel dafür zitiere ich die Strophen 65—68:

„Ich bin, o Großer Heiliger, ein Lamm des Lichts,
vergoß Tränen, duldete, weinte und klagte über die Bedrückung,
(da ich) schließlich unter Wölfen und allen wilden Vierfüßern litt,
die mich raubten und von der guten Familie des Lichts entfernten."

„Gewähr großes Mitleid! O greif (mich) auf!
Laß (mich) in die sanfte, friedliche Herde des Lichts eintreten,
die erfreuende, blumige Höhe, den Bergwald des Gesetzes erlangen,
(auf daß ich) frei und immerdar furchtlos einherwandle."

„Und (ich) bin, o Großer Heiliger, ein duftendes Samenkorn des Lichts,
das in einen dichten Wald, unter Dornen weggeworfen wurde.
Gewähr großes Mitleid! O lies (mich) auf!
Bring (mich) hinein auf die Tenne des Gesetzes, in den Keller des Lichts!"

„Und (ich) bin, o Großer Heiliger, eine Weinrebe,
(die) ursprünglich in einen reinen Park, den Garten des Gesetzes, gepflanzt (war),
wurde dann aber von Ranken gequält, und Schlingpflanzen umwanden mich,
die mir meine beste Kraft entzogen und die Qualen der Austrocknung verursachten."

Noch andere ähnliche Bilder folgen, in denen Jesus immer wieder als der Große Heilige angerufen wird.

Doch sehen wir für einen Augenblick von diesem Ausdruck ab und richten wir unsern Blick auf den Inhalt der angeführten Strophen.

Offenbar bezieht der Sänger unserer Hymne darin Gleichnisse, die Jesus im Neuen Testament von sich gebraucht hat, auf seine eigene Person. Er fühlt sein Licht-Ich in der Gefangenschaft des Fleischeskörpers schmachten und sucht dafür nach dichterischem Ausdruck. Die Anregung dazu findet er im Neuen Testament. Er kann auch die Gleichnisse Jesu auf sich selbst anwenden; denn nach manichäischer Anschauung ist die lichte Seele, die in der Nacht der Sünde verloren ist, identisch mit dem „leidenden Jesus". Jesu irdisches Geborenwerden und Sterben hat für den Manichäer nur symbolische Bedeutung. Klar drückt Faustus von Mileve dies einmal aus, als er sich zum Glauben an die christliche Trinität bekennt. Er sagt dort, aus den „Kräften und einer geistigen Ergießung" des Heiligen Geistes empfange die Erde (also nicht Maria) und gebäre den „leidenden Jesus", der in jedem gequälten Wesen leide. Darum gebühre allen diesen Wesen die gleiche Verehrung, welche die Christen Brot und Kelch als dem Fleisch und Blut Jesu Christi erwiesen. Denselben Gedanken schildert packend auch Theodorus bar Khoni: als Jesus als Abgesandter des Lichtvaters herabsteigt und dem Adam die Gnosis bringt, zeigt er ihm auf der einen Seite die Väter in den Höhen des Himmels, auf der anderen seinen eigenen Leib, zerrissen von den Zähnen der Raubtiere, gefressen von den Hunden, vermischt und eingekerkert im ganzen Universum. Dann läßt er den Adam sich aufrichten und vom Baume des Lebens kosten. Da erhebt Adam seinen Blick, rauft sich die Haare, zerschlägt seine Brust und ruft mit der Stimme eines brüllenden Löwen: „Jammer, Jammer über den Schöpfer meines Leibes, über den, der meine Seele darin gebunden, und über die Gewalttäter, welche mich unterjochten!"

Damit haben wir zwei wichtige Charakterzüge der manichäischen Jesusvorstellung kennengelernt: 1. Jesus, den Erlöser, und 2. den „leidenden" Jesus.

Den manichäischen Jesus umkleidet aber noch eine ganze Anzahl von weiteren Funktionen, wie z. B. die des Seelenführers und Richters, auf die hier nicht eingegangen werden kann.

Nur einige Punkte, welche durch die im ersten Teil (s. S. 83 f.) behandelte nestorianische Hymne auf die Dreieinigkeit angeregt werden, will ich noch besprechen. Zunächst können wir feststellen, daß in dem nestorianischen Hymnus genau wie in dem des Traktats der Name Jesu nicht angerufen wird. Man wendet sich an den Messias, und dreimal heißt Jesus auch dort der Große Heilige (Strophe 6 und 11).

Wenn wir weiterhin den formalen Aufbau der nestorianischen Hymne mit dem der Hymnen unserer manichäischen Rolle vergleichen, so ist die Verwandtschaft in die Augen fallend.

In dem manichäischen Jesushymnus bemerkt man einen oft parallelen Bau und die Wiederholung der Strophen- und Verseingänge ähnlich wie in dem nestorianischen Preise. Ohne Parallele in der nestorianischen Hymne bleibt dagegen eine gelegentliche wörtliche Wiederaufnahme des vorangehenden Verses bei den Innengliedern einer Strophe, die in der Form durchaus auf semitische Vorlagen verweist. Gute Beispiele dafür sind die Strophen 56ff., von denen ich hier zwei als Proben gebe. Der Dichter wünscht, wieder in den Besitz seines eigentlichen, fleckenlosen, übersinnlichen Leibes zu gelangen und bittet Jesus um die Gewährung lichter Organe:

„Öffne die lichten Augen meines transzendenten Ichs,
(damit ich) unbehindert die vier stillen Körper zu erblicken erlange,
(und, wenn ich) unbehindert die vier stillen Körper zu erblicken erlange,
dann den vierfachen vielen Qualen entrinne."

„Öffne den lichten Mund meines transzendenten Ichs,
(damit ich) vollständig die drei Ewigen und die vier transzendenten Körper preise,
(und wenn ich) vollständig die drei Ewigen und die vier transzendenten Körper preise,
dann unaufrichtige Lobgesänge aus verblendetem Herzen vermeide."

In Beziehung auf das Metrum ist ferner festzustellen, daß bis auf einige angehängte Gebete alle Hymnen der manichäischen Rolle gleich der nestorianischen in Strophen von vier mal sieben Zeichen geschrieben sind. Eine Zäsur liegt zwischen dem vierten und fünften Zeichen. Der Rhythmus ist schwer und eigentümlich unchinesisch.

In der chinesischen Rolle finden sich einige besonders heilige Texte, welche nicht übersetzt worden sind, sondern Silbe für Silbe durch chinesische Zeichen, welche nur ihren Lautwert haben, dem persischen Original entsprechend wiedergegeben werden. Zu diesen gehört eine längere Heiligpreisung, ein sogenanntes Sanctus.

Dieses Sanctus enthält u. a. folgende Wendungen:

„Heilig dem Vater! Heilig dem Sohne! Heilig dem Lebenswind, dem erwählten!" Bald darauf folgt zweimal ein Anruf des „Eloha"

Wir haben hier die christliche Dreieinigkeit vor uns und brauchen nur den nestorianischen Hymnus zu vergleichen, um zu sehen, wie weit beidemal die Übereinstimmung im Ausdruck geht.

Dies Erscheinen der christlichen Trinität in manichäischen Texten steht nicht vereinzelt da. Interessant ist es, zu beobachten, in welcher Art die Dreieinigkeit in den Manichäismus übernommen und mit anderen Göttergruppen in Verbindung gebracht wird. Nur einzelne Punkte dieses Fragenkomplexes können wir hier herausgreifen.

Wir sind der Dreieinigkeit bereits — freilich ohne es zu ahnen — in der letzten der zitierten Strophen begegnet. Dort lernten wir die „drei Ewigen" kennen, die in Verbindung mit den „vier transzendenten Körpern" in einer visionären Schau des Lichtreiches genannt werden. In andern Fällen stehen die drei Ewigen in enger Beziehung zu den „fünf Großen". So erwähnt eine Stelle aus dem Preise des Lichtreiches, es seien die „drei Ewigen" und die „fünf Großen", welche das Lichtreich beherrschen und erleuchten.

Welche Gottheiten verbergen sich nun unter diesen Zahlengruppen? Ein allgemeines Preislied der chinesischen Rolle, in dem die manichäischen Gottheiten nacheinander angerufen werden, liefert uns den Schlüssel. Eine Stelle aus demselben lautet:

„Reinheit, Licht, Kraft und Weisheit!
Mitleidsvater, lichter Sohn und reiner Wind des Gesetzes!
Subtiles Denken, Gemüt, Überlegung, Verstand und Entschließung!"

Hier haben wir eine Vierer-, Dreier- und Fünferreihe in enger Verbindung: Die Dreierreihe ist die christliche Trinität, die Viererreihe die auch in abendländischen Quellen vorkommende vierfache Ausdrucksform des Vaters der Größe, auch die „vier großherrlichen Wesenheiten" genannt, die sonst als „Gott, sein Licht, seine Kraft und Weisheit" aufgeführt werden. Die Fünferreihe sind die fünf Glieder oder Wohnungen des Lichtvaters, welche diesen im Lichtreich umgeben.

Finden wir nun beim Lichtreich drei Ewige, vier transzendente Körper und fünf Große, so ist kein Zweifel, daß es sich hier um die obigen in enger Verbindung auftretenden Reihen handelt. Somit ist unter den drei Ewigen die christliche Trinität zu verstehen, und es ergibt sich mit Sicherheit, daß sie der Sphäre des Lichtreichs angehört und in transzendenter Unnahbarkeit über allen Schöpfungen schwebt.

Wenn nun auch die Dreieinigkeit als Ganzes zum Lichtreich gehört, so besteht doch für den Manichäer kein Widerspruch dazu in der

Anschauung, daß jedes einzelne ihrer Glieder eine eigene Stufe des göttlichen Lichtes repräsentiert. Diese Anschauung begegnet uns nicht nur in den turkistanischen Quellen, sondern sie findet sich auch im abendländischen Manichäismus. So bekennt sich der Manichäer Faustus zu Vater, Sohn und Heiligem Geist als „einer und derselben Gottheit unter der dreifachen Benennung des Vaters, des allmächtigen Gottes, Christi, seines Sohnes und des Heiligen Geistes". Er fährt dann aber fort, allein der Vater wohne im transzendenten Licht, Jesus residiere im sichtbaren Licht von Sonne und Mond und der Heilige Geist im Äther.

Die aufgezeigten Übereinstimmungen nestorianischer und manichäischer Texte in Metrum, Inhalt und Ausdrucksform sind bemerkenswert. Sagen sie etwas aus über das gegenseitige Verhältnis dieser beiden Religionen in Turkistan? Daß die Manichäer dort mit den Buddhisten in einem verträglichen Verhältnis gelebt haben, können wir annehmen. In Chotscho, der Hauptstadt der Uiguren, finden wir manichäische und buddhistische Tempelanlagen nebeneinander, und die Religionsangehörigen haben wahrscheinlich in einem einigermaßen friedlichen Einvernehmen miteinander gelebt. Dagegen sollte man erwarten, daß die Manichäer in scharfem Gegensatz zu den Christen gestanden hätten, gerade weil sie über dieselben Fragen so abweichende Auffassungen hatten. Man erinnere sich nur an die verschiedenen Vorstellungen von der Bedeutung des irdischen Lebens Jesu.

Eine Beurteilung des Verhältnisses zwischen Nestorianern und Manichäern kann sich bisher nur auf ein wenig umfangreiches originales Material stützen. Eine Schwierigkeit liegt zudem darin, daß in China unter Umständen dieselben Leute Texte verschiedener Religionen zu übersetzen hatten und wir nicht wissen können, wie weit diese Übersetzer geneigt waren, verwandte Vorstellungen und Formen in ihrer Wiedergabe einander noch mehr anzuähneln.

So ist uns King-tsing, der Verfasser der Inschrift von Si-an-fu und Übersetzer des nestorianischen Hymnus, auch als Übersetzer eines buddhistischen Textes bekannt. Diese wichtige Entdeckung machte schon vor 30 Jahren J. Takakusu (T'oung Pao VII.). Adam (um den abendländischen Namen King-tsings zu gebrauchen) stammte aus Iran und erhielt als Sprachenkenner den Auftrag, eine Abhandlung über die sechs buddhistischen Paramitas aus dem Soghdischen ins Chinesische

zu übertragen, trotzdem er Nestorianer war. Aus der Reihe nestorianischer Werke, welche er übersetzt hat, haben wir oben einige Titel angeführt. Chavannes und Pelliot haben glaubhaft gemacht, daß sich unter der Liste der 35 von King-tsing übersetzten Werke (vgl. S. 84) mindestens ein manichäisches befindet: das Buch über die drei Zeiten. Auch bei dem Titel „Buch des Evangeliums" denken die genannten Gelehrten an das bekannte Werk des Mani, und das „Buch von den vier Toren" ist wahrscheinlich eine astrologische Abhandlung gewesen.

Daher scheinen uns die besprochenen Übereinstimmungen kaum eine Einwirkung von Nestorianern auf die Manichäer in Turkistan oder China zu bezeugen. Die verwandten Züge werden, soweit sie nicht, wie angedeutet, Zufallsergebnisse sein können, auf frühen Berührungen in Persien beruhen.

Herangezogene Abhandlungen (Abh) und Sitzungsberichte (Sb) der Preußischen Akademie der Wissenschaften (PAW)

Zu S. 75. A. H. Francke: Felsinschriften in Ladakh. Sb PAW 1925 S. 366ff.

" " 76. F. W. K. Müller: Ein iranisches Sprachdenkmal aus der nördlichen Mongolei. Sb PAW 1909 S. 726ff.

— Eine soghdische Inschrift in Ladakh. Sb PAW 1925 S. 371ff.

" " 80. Sachau: Literaturbruchstücke aus Chinesisch-Turkistan. Sb PAW 1905 S. 964ff.

" " 81. F. W. K. Müller: Neutestamentliche Bruchstücke in soghdischer Sprache. Sb PAW 1907 S. 260ff.

— Soghdische Texte I. Abh PAW 1912 (111 S.).

F. C. Andreas: Bruchstücke einer Pehlevi-Übersetzung der Psalmen aus der Sassanidenzeit. Sb PAW 1910 S. 869ff.

" " 82. F. W. K. Müller: Uigurica (I) I. Die Anbetung der Magier, ein christliches Bruchstück. Abh PAW 1908.

A. v. Le Coq: Ein christliches und ein manichäisches Manuskriptfragment in türkischer Sprache aus Turfan (Chinesisch-Turkistan). Sb PAW 1909 S. 1202ff.

— Türkische Manichaica aus Chotscho III nebst einem christlichen Bruchstück aus Bulayiq. Abh PAW 1922.

" " 89. F. W. K. Müller: Handschriftenreste in Estrangelo-Schrift aus Turfan (Chinesisch-Turkestan). Sb PAW 1904 S. 348ff.

— Handschriftenreste in Estrangelo-Schrift aus Turfan (Chinesisch-Turkestan) II. Teil. Abh PAW 1904 (117 S.).

" " 90. F. W. K. Müller: Eine Hermas-Stelle in manichäischer Version. Sb PAW 1905 S. 1077ff.

— Ein Doppelblatt aus einem manichäischen Hymnenbuch (Mahrnâmag). Abh PAW 1912.

Waldschmidt-Lentz: Die Stellung Jesu im Manichäismus. Abh PAW 1926.

A. v. Le Coq: Türkische Manichaica aus Chotscho I. Anhang Abh PAW 1911.

— Türkische Manichaica aus Chotscho II. Anhang Abh PAW 1919.

— Türkische Manichaica aus Chotscho III. Anhang Abh PAW 1922.

" " 91. — Chuastuanift, ein Sündenbekenntnis der manichäischen Auditores. Anhang Abh PAW 1910.

— Ein manichäisch-uigurisches Fragment aus Idiqut-Schahri. Sb PAW 1908 S. 398ff.

— Ein christliches und ein manichäisches Manuskriptfragment in türkischer Sprache aus Turfan. Sb PAW 1909 S. 1202ff.

— Köktürkisches aus Turfan (Manuskriptfragmente in köktürkischen „Runen" aus Toyoq und Idiqut-Schahri [Oase von Turfan]). Sb PAW 1909 S. 1047ff.

Das Christentum und die tibetische Bon-Religion

August Hermann Francke

Entgegen der allgemeinen Meinung, daß ganz Tibet buddhistisch und dem Dalai-lama untertan sei, muß festgestellt werden, daß in Tibet zwei Religionen herrschen: die vorbuddhistische Bon-Religion und die lamaistische Kirche des Dalai-lama. Die Bon-religion hat noch immer viele Anhänger in der östlichen Provinz Khams, und auch im Westen, in Ladakh, stößt man beständig auf ihre Spuren. Erst während der letzten Jahrhunderte scheint die lamaistische Kirche entscheidendes Übergewicht gewonnen zu haben. Viele Gedanken der Bon-religion leben noch weiter fort im Lamaismus.

Die großen Expeditionen nach Zentralasien und Westchina haben neben anderem auch wichtige Kunde über das vor 1000 Jahren noch lebendige Christentum jener Länder gebracht. Daß man noch immer so gar wenig von dieser Sache weiß, liegt daran, daß zusammenfassende Darstellungen der Resultate dieser neuesten Forschungen noch gar nicht versucht worden sind.

Da ich nur an einer kleinen Ecke dieses Forschungsgebietes mitarbeiten durfte, darf es mir nicht einfallen, mich an die Ausfüllung jener Lücken zu machen. Das folgende soll nur ein Hinweis sein auf gewisse Gruppen von Stoffen, die da zu bearbeiten wären.

Zunächst halte ich es für empfehlenswert, daß eine Karte von Innerasien angefertigt würde, auf welcher alle jene Orte besonders gekennzeichnet wären, an welchen Denkmäler des innerasiatischen Christentums gefunden worden sind. Unter Denkmälern wären zu verstehen alte christliche Friedhöfe, Fels- und Steininschriften, Ruinen von Kirchen, Handschriften christlicher Literatur. Auf der Karte wären dann auch alle jene Orte zu vermerken, an welchen die großen Reisenden des Mittelalters, Marco Polo vor anderen, noch Christengemeinden vorgefunden haben. Schließlich wäre die alte westasiatische nestorianische Literatur, soweit noch erhalten, zu befragen. Hier sind nämlich noch wichtige Listen von Bischöfen und Metropoliten vorhanden. Daten lassen sich dort finden, nicht so leicht über die erste Grün-

dung kleiner Gemeinden, als vielmehr solche über die Einrichtung von Bischofssitzen. Daß diese Arbeit an der Karte mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden ist, weiß jeder, der die fragmentarische Natur vieler Funde kennengelernt hat. Bei aufgefundenen Kreuzen und anderen Symbolen läßt es sich oft nicht sofort entscheiden, ob dieselben als christlich, manichäisch oder buddhistisch anzusehen sind.

Solch eine mit Daten versehene Karte würde uns erkennen lassen, daß das Christentum in Innerasien einmal eine Macht gewesen ist. Wir würden erfahren, daß seine schwachen Anfänge in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte zurückgehen, daß aber das kräftige Vorwärtsdringen erst von der Gründung der Nestorianerkirche im 5. Jahrhundert an datiert. Vornestorianisch sind z. B. die alten Christengemeinden in Persien und wohl auch in Indien. Wenn auch die Thomasakten als legendarische Schriften anzusehen sind, so enthalten sie doch vielleicht einen Wahrheitskern. Von zwei Seiten zugleich ist das Christentum wahrscheinlich schon im 1. oder 2. Jahrhundert nach Indien getragen worden, nach dem Industal von Persien aus und nach der Westküste Südindiens durch Seefahrer von Alexandrien aus. Seit man im ersten nachchristlichen Jahrhundert die Regelmäßigkeit der Monsunwinde erkannt hatte, nahm die indische Schiffahrt vom Roten Meer aus einen großen Aufschwung. Die Legende der Thomasakten vermischt offenbar zweierlei: sie läßt den Apostel auf dem Wasserwege nach Indien gelangen, entlehnt aber den Namen des indischen christlichen Königs Gondophares (Gudnaphar) dem Indusgebiet. In letzterem sind bekanntlich Münzen gefunden worden, welche den Namen dieses Königs tragen.

Geschichte und Archäologie Asiens würden die Möglichkeit offen lassen, daß christliche Gedanken die asiatischen Religionen, mindestens vom 5. oder 6. Jahrhundert an, beeinflußt hätten. Ehe wir uns aber dieser Frage zuwenden, seien einige Worte darüber gesagt, wie es mit dem umgekehrten Fall steht, nämlich mit der Frage nach der etwaigen Beeinflussung des Christentums durch den Buddhismus.

Mit dieser Frage haben sich z. B. B. R. Seydel (1882), G. A. van den Bergh van Eysinga (1904) und A. J. Edmunds (1908) u. a. beschäftigt. Sie glaubten, mehr oder weniger sicher nachweisen zu können, daß auf dem Weg über Persien und Syrien gewisse buddhistische Erzählungen in die christlichen Evangelien gelangt seien. Verglichen werden namentlich die buddhistischen und christlichen Erzählungen vom jugendlichen Schriftforscher (der 12jährige Jesus im

Tempel), die Versuchungsgeschichten, die Erzählung vom Witwenscherflein, das Gleichnis vom Säemann und die Simeonsgeschichte. Auf letztere wurde besonderes Gewicht gelegt. Kritiker, welche alle übrigen Vergleiche aufgegeben hatten, blieben schließlich noch bei der Simeonsgeschichte hängen, obgleich ein genaueres Hinsehen neben gewissen Ähnlichkeiten auch hier große Verschiedenheiten offenbar werden läßt. Bei dieser Erzählung ist anmerkenswert, daß der Ursprung der buddhistischen Fassung wieder in die Sagenwelt des Volkshelden, der die Erlösung mit dem Schwert bringt, hineingehört. Die tibetische Kesarsage, welche ja so viele urwüchsige Züge des Sonnenhelden zeigt, kennt eine Szene, welche wohl das Urbild aller ähnlichen Erzählungen ist. Gerade als der junge Sonnenheld sich dazu anschickt, seinen Siegeszug anzutreten, erscheint ein greiser Held und bittet dringend darum, den Feldzug mitmachen zu dürfen. Er wird aber seines Alters wegen zurückgewiesen und klagt nun laut, daß er nicht zur rechten Zeit geboren wäre. Dabei weissagt er, daß die Taten des jungen Helden alles bisher Dagewesene weit übertreffen werden. — In bezug auf die Frage, ob sich buddhistische Einflüsse in den vier Hauptevangelien finden, sagt man heut gern, daß sich vollgültige Beweise dafür nicht haben erbringen lassen. Es handelt sich hier um eine Geschmackssache: Je nach Neigung glaubt man daran oder nicht.

Anders steht es mit späterer gnostischer Literatur, mit den apokryphen Jugendevangelien, Legenden und allmählich aufkommenden Symbolen. Hier ist der buddhistische Einfluß manchmal klar und deutlich.

Nun zurück zur vorigen Frage: Hat das nestorianische Christentum einen Einfluß auf den Buddhismus Innerasiens ausgeübt? Blicken wir auf die Gedankenwelt im großen ganzen, so sieht es zunächst durchaus so aus, als wäre der Mahāyāna-Buddhismus voll von christlichen Gedanken. Da wimmelt es ja von allbarmherzigen Heilanden, welche mit Hingabe ihres Lebens oder durch Übernahme schwerer Leiden den Sündern zu Hilfe kommen und sie nicht so oft ins Nirvāṇa als vielmehr in ein wonniges Paradies führen. Ja, der Wert der Reue über begangene Sünden wird gepredigt, und von der Reue wird gesagt, daß sie zu einem öffentlichen Schuldbekenntnis führen muß. (Vgl. die tibetischen Sdig-bshags-Schriften sowie das große Sündenbekenntnis im Suvarṇaprabhāsasūtra.) Wie sehr wird auch zum Gebet ermahnt, und im Gebet verkehrt der Gläubige mit den Heilanden in inniger Liebe und mit vollem Vertrauen.

Alles das soll aber urindisch sein. Durch den Buddhismus des Mahāyāna sollen sich alle jene dem Christentum so ähnlichen Erscheinungen erklären lassen. So hat auch das von der Bhakti-Lehre durchsetzte Gedicht Bhagavadgītā schon manchen europäischen Leser auf die Vermutung gebracht, daß diese Schrift vom Neuen Testament beeinflußt wäre. Lorinser glaubte zeigen zu können, welche Teile des Neuen Testaments im besonderen bei der Abfassung benutzt worden wären. Ihm traten aber die bedeutendsten Sanskritisten entgegen.

Was nun den späteren Buddhismus, etwa von Padmasambhava, zirka 750 A. D. an, anbetrifft, so haben Forscher wie A. Grünwedel oder B. Laufer es wiederholt ausgesprochen, daß derselbe mit christlichen, aber auch mit mohammedanischen und persischen Elementen durchsetzt sei. Leider sind die Bemerkungen dieser Forscher immer ganz allgemein gehalten. Im folgenden soll nun der Versuch gemacht werden, einige kleinere Stücke in den beiden Religionen, Christentum und tibetischer Religion, miteinander zu vergleichen.

Früher glaubte ich, daß es möglicherweise einmal tibetische christliche Gemeinden gegeben hat, und daß es doch gelingen müßte, Spuren von diesen in Inschriften oder Literaturresten zu finden. Obgleich große Mengen von tibetischen Buch- und Brieffragmenten aus Turkistan durch meine Hände gegangen sind, ist mir's doch nicht gelungen, christliche Reste darunter festzustellen. Als ich an das alte tibetische Loosbuch geriet, dessen türkische Version in Runen Prof. V. Thomsen übersetzt und für manichäisch erklärt hat, regte sich bei mir die Hoffnung, daß sich nun wenigstens etwas von manichäischer Literatur im Tibetischen finden würde. Aber auch hier war alles Suchen vergebens. Die lesbaren Stellen des tibetischen Loosbuches sind religiös neutral oder gehören der Bon-Religion an. So gab ich es zunächst auf, in der lamaistischen Literatur klar nachweisbare Spuren von christlicher Beeinflussung zu finden[1]).

Als ich in den letzten Jahren aber, durch die Notgemeinschaft hierzu in den Stand gesetzt, an die Übersetzung des Hauptwerkes der tibetischen Bonpo, des g Z e r - m y i g , ging, glaubte ich, hier eher Anklänge an die christlichen Schriften zu vernehmen. Allerdings muß man sich auch hier vorsehen, nicht zu weit zu greifen! Der Buddhismus in seiner Mahāyāna-Gestalt ist doch auch tief in die Bon-Lehre ein-

[1]) Die bisher noch einzige auf tibetischem Sprachgebiet gefundene christliche Inschrift ist nicht tibetisch, sondern soghdisch abgefaßt.

gedrungen, und deshalb begegnen uns unaufhörlich solche Erzählungen und Wendungen, die uns christlich anmuten, ohne daß sie das notwendigerweise sind[1]). Aus deren großer Zahl sollen nur einige wenige ausgewählt werden, die noch über die Mahāyāna-Schriften hinaus christliche Klänge aufweisen.

Sehen wir uns die legendenhafte Geschichte des Gründers der Bon-Religion, des gShen-rab, an, so erkennen wir, daß die Buddhalegende, zu der allerdings auch einige aus der Kesar- (Gesar-) Sage stammende Züge kommen, die Grundlage für die Lebensgeschichte des gShen-rab gegeben hat. Nun ist ja die Buddhalegende schon oft mit dem Leben Jesu verglichen worden. Dasselbe kann man auch mit der gShen-rab-Geschichte tun. Bei letzterer aber ist es auffallend, daß noch ein Zug, welcher sich in der Buddhalegende nicht findet, dem gShen-rab ebenso wie Jesus zugeteilt wird. Ich meine die Taufe, welche gerade vor die Versuchung und den Beginn der Wirksamkeit beider gestellt wird. Die Taufe des gShen-rab findet im Heiligen See statt, und Götter, Menschen und Nāgas nehmen dieselbe vor.

Im Evangelium Lukas, Kapitel 15 Vers 7 finden wir den Spruch: „Es wird Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße tut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.“ An dieses Bibelwort klingt eine Stelle im 5. Kapitel des gZer-myig nahe an. Da wird von einem Sünder geredet, einem Prinzen, der vor andern Menschen viel Böses getan hat. gShen-rab ist so sehr mit der Belehrung anderer Wesen beschäftigt, daß er nicht sogleich zur Bekehrung des Prinzen gTo-bu-do-te aufbrechen kann. Als er sich geradezu weigert, zu diesem Sünder zu kommen, sagen die Jünger:

gto-bu-do-te-gcig-bu-ma-btul-lam, zla-ba-ṅo-re-la-yaṅ-sems-can-ȧbum-thso-ȧbum-dge-bai-khyebs-su-[ȯṅ-kyaṅ], gto-bu-btul-na-che, ston-pai-sgron-ma-myur-du-gshegs-par-zhu.

„Und soll gTo-bu-do-te allein nicht bekehrt werden? Auch wenn, wie beim zunehmenden Mond, 100 000 × 100 000 Wesen unter das Dach der Tugend kommen, ist es doch das größere, wenn der [eine] gTo-bu bekehrt wird. O Leuchte der Lehrer, komm schnell herbei!“

In diesem Zusammenhang wird auch von der Gerechtigkeit aller derjenigen geredet, welche schon auf den Lehrer hören.

[1]) So ist die Buße einer Königin, welche einen Priester nach der Art der Josephsgeschichte verführen wollte, derartig rührend erzählt, daß man dieses Stück ohne weiteres für christlich halten würde, wenn man es etwa in Amerika entdeckt hätte.

Also auch hier wird die Rettung der einen sündigen Seele einer hohen Zahl anderer schon auf dem Tugendpfad befindlicher gegenübergestellt, und das erstere wird als das wichtigere erklärt.

In der Bergpredigt (Matthäus 5, 9) finden wir das Wort: „Selig sind die Friedenmacher (wörtliche Übersetzung), denn sie werden Gottes Kinder heißen."

Diesem entspricht folgende Stelle im gZer-myig. gShen-rab wird aus einer Belehrung seiner Jünger fortgerufen, um in einem anderen Lande zum Rechten zu sehen. Beim Abschied gibt er seinen Jüngern den Auftrag, zu versuchen, ob sie nicht den sich miteinander befehdenden Göttern und Halbgöttern (asura) zum Frieden verhelfen können. Als er zurückkommt, teilen ihm die Jünger hocherfreut mit, daß es ihnen wirklich gelungen ist, Frieden zwischen den feindlichen Lagern herzustellen. Da sagt gShen-rab:

> myi-mnyam-gnyis-ni-mthun-sdum-ba,
> khyad-par-skyes-bui-mchog-yin-no,
> ȧdi-nas-myi-rtag-phan-chod-kyaṅ
> myi-bde, bde-bai-bsod-nams-kyis,
> dgā-ldan-lhai-pho-braṅ-du,
> skos-mkhan-phya-ru-skye-bar-ṅes,
> ȧkhrug-bsdums-bsod-nams-de-ltar-che.

Auf deutsch:

> „Wer zwei Nichtzusammenstimmende versöhnt,
> Ist der Herrlichste und Höchste der Menschen.
> In dieser ganzen unbeständigen Welt gibt es
> Nichts Schöneres als dies. Durch solches seliges Verdienst
> Wird man gewißlich in dGā-ldan, dem Schloß der Götter,
> Als Phya (eine Götterklasse) wiedergeboren!
> So groß ist das Verdienst derer, die Streitende versöhnen."

In der Bergpredigt (Matthäus 5, 5) haben wir auch das Wort: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen."

Einen Widerhall dieses Wortes finden wir in einem der vielen Namen von Göttern und Göttinnen, welche im 6. Kapitel des gZer-myig angerufen werden. Auch bei vielen anderen dieser Namen ließen sich biblische Parallelen finden, doch wären dieselben mehr von allgemeiner Art. Da gibt es Namen wie diese: „Die Göttin, welche alle Wesen wie ihre Kinder liebt"; „die Göttin, die die Kranken heilt";

„die Göttin, die allem Elend auf immer ein Ende macht“ usw. Eine Segensgöttin heißt aber:

zhi-bar-sems-can-ȧdul

„die, welche auf milde Weise die Wesen erobert“.

Das Gleichnis vom Säemann (Matthäus 13, 3 usw.) findet sich auch in buddhistischen Werken (vgl. Sutta nipāta, Kasi Bhāradvāja Sutta) und ist schon öfter zum Vergleich mit dem christlichen Gleichnis herbeigezogen worden. Viel näher an die christliche Form des Gleichnisses scheint mir die Gestalt zu kommen, die es in der Bon-Literatur gefunden hat, obgleich es hier nur mit ganz knappen Worten erwähnt wird. Im gZer-myig kommt es zweimal vor.

Im 8. Kapitel des gZer-myig lautet es folgendermaßen: **daṅ-por ȧdzind-pai-blo-daṅ-ma-ldan-na, brag-ṅos-la-sran-ma-gtorba-daṅ-ȧdrao.**

„Diejenigen, welche nicht solchen Sinn haben, daß sie das Wort sofort (zuerst) ergreifen, sind den Erbsen[samen] gleich, welche auf den Fels geworfen werden.“

Im 18. Kapitel steht die zweite Fassung, welche so lautet: **dper-na, tha-ba-nan-pa-la-ȧbru-btab-myi-smyin-ji-bzhin-du, ȧdul-bai-dus-la-ma-bab-pas, myi-rtag-sku-ȧgyur-mya-ṅan-ȧdas.**

„Zum Beispiel: Ebenso wie ein Getreidekorn, welches auf harten, schlechten [Boden] geworfen ist, nichts zur Reife bringt, wird der, welcher sich nicht bekehrt, nur dazu aus dem Elend scheiden, um [wieder] in einen unbeständigen Leib zu gelangen“ (d. h. er wird die Seligkeit des Nirvāṇa nicht erreichen).

Der Spruch: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Lukas 10, 27), der ja sowieso der Moral des Mahāyāna nahesteht, findet sich in fast gleicher Fassung im 10. Kapitel des gZer-myig. Er heißt daselbst: **gzhan-don-lhun-gyis-[s]grub-na, raṅ-don-rtse-ru-chib.**

„Willst du das ‚das Beste suchen des anderen‘ ordentlich erfüllen, dann sei es gleich dem Gipfel des eigenen ‚das Beste suchen‘.“

Das Gleichnis vom Weinstock erscheint bei den Bonpo in etwas umgewandelter Form. An Stelle des vielleicht weniger bekannten oder weniger geschätzten Weinstocks ist hier der Sandelbaum, der heilige Baum Indiens, gesetzt. Auch ist das Gleichnis nicht dem Lehrer gShen-rab, sondern seinen Jüngern in den Mund gelegt. Johannis 15, 5 heißt es:

„Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibet und ich in ihm, der bringet viele Frucht; denn ohne mich könnet ihr nichts tun.“

Im 18. Kapitel des gZer-myig, kurz vor des Stifters Scheiden aus dem Jammertal, flehen die Jünger ihn in einem Lied an, bei ihnen zu bleiben. Da heißt es im 2. Vers:

ston-pa-tsan-dan-gser-sdon-ȧdra,
sems-can-lo-abras-mye-tog-ȧdra,
sdoṅ-po-myi-rtag-sku-ȧgyur-na[1]**),**
lo-ȧbras-mye-tog-gan-la-rten,
mya-nan ma-adā, bzhugs-par-zhu.

„Der Lehrer ist gleich einem Sandelbaum mit goldenem Stamm,
Die Wesen sind gleich seinen Blättern, Blüten und Früchten.
Wenn der Stamm unbeständig wird,
An was sollen sich dann die Blätter, Blüten und Früchte halten?
Darum scheide nicht aus dem Elend! Bitte, bleibe hier!"

Interessant sind auch die Parallelen, welche sich in demselben Liede finden, gerade deshalb, weil in ihnen das Übergehen des Saftes noch klarer zum Ausdruck gebracht wird.

„Der Lehrer ist gleich der goldenen Erde,
Die Wesen sind gleich dem vielen Gras und den Blumen.
Wenn die Erde unbeständig wird,
An was sollen sich dann das Gras und die Blumen halten?
Darum scheide nicht aus dem Elend! Bitte, bleibe hier!

Der Lehrer ist gleich dem nährenden Ozean,
Die Wesen sind gleich den Nāgas, Wasserdrachen und Fischottern.
Wenn der Ozean unbeständig wird,
An was sollen sich dann die Nāgas, Wasserdrachen und Ottern halten?
Darum scheide nicht aus dem Elend! Bitte, bleibe hier!

Der Lehrer ist gleich dem immer strömenden Bach,
Die Wesen sind gleich den Uferbewohnern.
Wenn der Bach unbeständig wird,
An was sollen sich dann die Uferbewohner halten?
Darum scheide nicht aus dem Elend! Bitte, bleibe hier!"

Auf diese Bitte der Jünger antwortet gShen-rab zunächst:

ṅa-ni-mya-ṅan-ȧdas-pa-myen,
bon-yaṅ-nub-par-myi-ȧgyur-te.

---

[1]) **sku-ȧgyur** ist ein Bonpo-Ausdruck, der ursprünglich „Gestalt wechselnd", später aber „unbeständig" bedeutete.

„Ich bin [noch] nicht aus dem Elend gegangen.
Meine Lehre (oder: mein Wort) wird nicht untergehen!“[1])

Diese letztere Prophezeiung, der ja auch Jesu Ausspruch Lukas 21, 33: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“, entspricht, wird noch häufig wiederholt und dabei an die „fünf Heldenbuchstaben“ erinnert. Einmal hatte nämlich der Teufel mit den verführten Frauen den Plan gemacht, die Bon-Lehre durch Verbrennung der Schriften zu vernichten. Es gelang auch, alle Bücher zu verbrennen; nur die „fünf Heldenbuchstaben“ verdarben nicht, und aus ihnen ließ sich die ganze Lehre wiederherstellen.

Diese Ewigkeit des Wortes ist etwas Auffallendes in der Bon-Lehre. Wie beim Buddhismus hat man auch in der Bon-Lehre dem absoluten Sein (dem Nirvāna) eine Welt gegenübergestellt, die sich überall durch Vergänglichkeit und Unbeständigkeit kenntlich macht. Während aber im Buddhismus ein einziges absolutes Sein dieser Welt der Unbeständigkeit gegenübersteht, stellt die Bon-Lehre die ganze Schar der zur Seligkeit gegangenen gShen (bde-bar-gshegs-pai-gshen) dieser Welt gegenüber; denn diese seligen gShen behalten beim Eingehen in die Seligkeit ihre volle Individualität, ihr Ich. Das würde aber noch nicht die Ewigkeit des Wortes nötig machen, zumal jeder Lehrer eines Kalpa seine eigene Lehre bringt. Der Gedanke von der Ewigkeit des Wortes paßt nicht recht ins Bon-System. Er stammt vielleicht aus dem Christentum.

Als gShen-rab nun noch eine letzte Rede hält, nennt er sie Khachems oder „Testament“ (vergleiche diesen Ausdruck mit Matthäus 26, 28, Lukas 22, 20). Er verkündet noch das Kommen eines barmherzigen Lehrers und stirbt dann.

Man mag fragen, ob denn die Bon-Schriften, falls sie christliche Züge aufgenommen haben, nicht auch das „Kreuz“ erwähnen. Darauf wäre zu erwidern, daß das Kreuz allerdings einmal gestreift wird, aber nur in spöttischer Weise. So wie das Kreuz ein Ärgernis war für den Juden und Griechen, war es das auch für den Bonpo. Der Hauptheld und Gründer des Bon-Systems durfte nicht mit diesen Zeichen der Schmach in Berührung gebracht werden.

Im 9. Kapitel des gZer-mhig finden wir eine Erzählung von einem kranken Prinzen, dessen Leben dadurch gerettet werden soll, daß ein

---

[1]) Hier steht bon, Lehre. Öfters steht an der entsprechenden Stelle gsuṅs, Wort.

anderes Kind für ihn geschlachtet wird. Diese Opferhandlung nimmt ein Henker vor, und dieser ladet dadurch eine große Schuld auf sich. Das Opfer wird umsonst gebracht, und der verzweifelte Henker nimmt sich selbst das Leben. In der Unterwelt wird er als schwarzes Schwein wiedergeboren und als solches mit vier Nägeln auf das Streckholz (welches dem Kreuz entspricht) gespannt. Diese Verwendung des Kreuzes erinnert ganz an solche Verspottungen desselben, wie sie auch von den Römern ausgeübt wurden.

Entsprechend der dreifachen Zufluchtsformel des Buddhismus finden wir in der Bon-Religion auch eine Zufluchtsformel, welche aus vier Gliedern besteht. Sie steht im 15. Kapitel des gZer-myig zusammen mit den Zehn Geboten. Da ich über dieselbe einen ausführlichen Aufsatz geschrieben habe, können wir uns hier kurz fassen[1]). Die Formel lautet:

„Ich nehme meine Zuflucht zu der Unendlichkeit der Saṅs-trig-er-saṅs, der Mutter des Raumes.
Ich nehme meine Zuflucht zum Geiste des gShen-lha-ȯd-dkar, des Gottes der Weisheit.
Ich nehme meine Zuflucht zur Gestalt des Saṅs-po-ȧbum-khri, des Gottes der Macht.
Ich nehme meine Zuflucht zum Wort des gShen-rab, des höchsten Weisheitslehrers."

In der ersten Zeile finden wir die Weltenmutter, in der zweiten den Gott des Geistes und der Weisheit, in der dritten Indra, den Weltenherrn, der wie ein mächtiger König die sichtbare Welt regiert, und in der vierten den Heiland, den Sohn Indras, der durch sein Wort die Erlösung bringt. Er wird sehr häufig gShen-rab-myi-bo, „gShen-rab der Mensch" genannt).

Wie ich damals bemerkte, sieht diese Bon-Formel der christlichen Dreieinigkeitsformel (zu der noch der Marienkult zu setzen wäre) viel ähnlicher als der buddhistischen Zufluchtsformel. Hier möchte ich aber wiederholen, was ich schon früher sagte: Ich kann mir nicht denken, daß die Bon-Formel aus der christlichen Dreieinigkeitsformel entwickelt wurde. Es handelt sich hier nicht um Entwicklung, sondern nur um Gleichsetzung. Den Bonpos wurde durch ihre Nachbarschaft die

[1]) Siehe Allgemeine Missionszeitschrift 1927, S. 150 usw.

[2]) Daß hier myi-bo wirklich „Der Mensch" heißen soll, ergibt sich aus den Namenerklärungen, welche im gZer-myig gegeben werden.

christliche Dreieinigkeitsformel bekannt, und um nicht eingestehen zu müssen, daß die Christen etwas vor ihnen voraus hätten, stellten sie aus ihrem Pantheon entsprechende Götter zu einer Dreiheit (oder mit der weiblichen Gestalt zu einer Vierheit) zusammen.

Als der Lamaismus dann, vom 9. Jahrhundert an, sich mit der Bon-Religion auseinandersetzen mußte, wurde mit anderen Zügen auch diese Zufluchtsformel in das buddhistische System hinübergenommen, und zwar auch in der Weise, daß man aus schon vorhandenen Gottheiten drei entsprechende aussuchte und sie als Dreiheit zusammenstellte.

Die lamaistische Dreiheit wurde angeredet in Formeln, deren erste die Om-maṇipadme-hum-Formel ist. Bald fielen die beiden folgenden Formeln, nämlich Om-vadzrapāṇi-mum und Om-vāgīśvari-hūm, ab, und nur die erstere Formel blieb übrig. Wie die Ausgrabungen in Turkistan zeigen, war sie im 8. und 9. Jahrhundert scheints noch nicht bekannt. Erst in einem späten Dokument aus Turfan (vermutlich aus dem 13. Jahrhundert) zeigt sie sich. Der erste Europäer, der sie kennenlernte, und zwar bei den Uiguren, ist Rubruyk (14. Jahrhundert).

Zu den lamaistischen Gebräuchen, welche am meisten an christliche Riten erinnern, gehört die Thse-sgrub-Zeremonie, welche das christliche Abendmahl nachahmt. Das Wort thse-sgrub bedeutet „Lebenserfüllung", und zwar wird es verstanden als Erfüllung der Bitte um langes Leben. Bei dieser Zeremonie reicht der buddhistische Priester den Feiernden geweihte Brotstückchen und Chaṅ (Bier oder Wein). Auch diese Zeremonie scheint aus der Bon-Lehre in den Lamaismus gekommen zu sein; denn wie ich bei der Durchsicht der Berliner Bon-Werke bemerkte, beschäftigt sich eins derselben ganz eigentlich mit dem Thse-sgrub.

Wie bei den Christen, wird auch bei den Bonpos ein langes irdisches Leben als ein besonderer Segen angesehen. Dies kommt deutlich zum Ausdruck in der schon erwähnten Asita-Geschichte, wo es heißt:

„Wenn jemand stirbt, ehe er alt ist, weint man.
Wenn jemand aber die Grenzen des Lebens erreicht,
verdankt er das seinem religiösen Verdienst."

Zum Schluß fragen wir uns noch, ob es denn historisch möglich ist, daß die Bon-Religion vom Christentum beeinflußt wurde. Dazu ist das Folgende zu bemerken: In dem Schlußvermerk des gZer-myig ge-

nannten Bon-Buches wird uns gesagt, daß dieses Buch zuerst von gShen-rab in der Sprache der Götter verkündigt wurde, daß man es dann aber zuerst in die Sprache von gTag-zig übersetzt habe. Von da wäre es weiter in die Sprachen von Indien, China, Khrom (Turkistan?) und Tibet mit seinen Mundarten Mye-nyag, Sum-pa und Zhan-zhuń übertragen worden.

gTag-zig braucht man heut oft für Persien. Das Wort entspricht aber dem Volksnamen Tadschik, mit welchem ursprünglich nur die östlichsten Perser, einschließlich der Soghdier, bezeichnet wurden. Diese Völker lebten damals noch im westlichen Teil von Chinesisch-Turkistan. Nach dem Tadschik-Land verlegen auch andere Bonpo-Werke den Ursprung dieser Religion, welche tatsächlich viele persische Züge zeigt, ohne daß hier darauf eingegangen werden konnte. Nun hat es gerade auch unter den Soghdiern Turkistans christliche Gemeinden gegeben, wie wir aus der Tatsache erkennen, daß Bibelteile in soghdischer Sprache in Turkistan gefunden worden sind. (Siehe Professor F. W. K. Müllers Bearbeitungen derselben.) Außerdem gab es dort auch uigurische christliche Gemeinden mit eigener christlicher Literatur. Von der alten chinesischen Bibelübersetzung sind dagegen noch keine Reste gefunden worden.

Manche Forscher mögen geneigt sein, die Ähnlichkeiten zwischen Christentum und Bon-Religion zu erklären, indem sie sagen, daß beide Religionen aus einer gemeinsamen Quelle, etwa einer persischen, geschöpft haben könnten.

Dieser Weg wäre vielleicht zu gehen, wenn die geschichtliche Tatsache der Berührung von bon-gläubigen Tibetern mit zum Teil christlichen Soghdiern und Uiguren nicht vorläge. Daß die Tibeter, welche vom 7. bis 9. Jahrhundert mit kurzen Unterbrechungen in Turkistan herrschten, nicht Buddhisten, sondern Bonpos waren, ergibt sich aus den Namen, welche sie trugen, und welche durch die Ausgrabungen zutage gekommen sind. Der Austausch der Gedanken begann wahrscheinlich bei den Laien. Die Priester sahen sich darauf genötigt, das eingetauschte Gut in ihrem System unterzubringen.

Von der Mitte des 9. Jahrhunderts an wurde die tibetische Besatzung Turkistans wieder nach Tibet getrieben. Dort kamen die tibetischen Bonpos bald in feindliche Berührung mit den Lamaisten. Trotz aller Feindschaft nahmen die Lamaisten manches religiöse Gut aus der Bon-Religion an; und so geschah es, daß auch einige christliche Gebräuche und Einrichtungen in den Lamaismus hineinkamen.

Die ältesten Beziehungen zwischen Europa und Ostasien nach den Ergebnissen neuerer Ausgrabungen in China

Otto Kümmel,
Direktor der Asiatischen Sammlungen für Völkerkunde,
Honorarprofessor der Universität

Die Vorstellung von der hermetischen Abgeschlossenheit Chinas hinter seiner sprichwörtlich gewordenen chinesischen Mauer beginnt allmählich einer richtigeren Erkenntnis zu weichen, in der Volksmeinung besteht sie noch heute. Die chinesische Mauer selbst hat während des größten Teiles der chinesischen Geschichte in Trümmern gelegen, über die kein Mongolenpferd stolperte, und ist erst vom 14. Jahrhundert an ganz allmählich wieder zu dem größten und großartigsten Bauwerke der Erde erwachsen. Sie hat aber den Einfall der Tartaren nicht verhindert, die mehr als 250 Jahre als die vorläufig letzte chinesische Dynastie das Mittelreich beherrschten, und ist den Trägern geistiger und materieller Güter nie das geringste Hindernis gewesen. Und die lange, an guten Häfen allerdings arme Küste ließ sich durch kein Mittel der Befestigungskunst gegen den Einbruch von Gütern und Ideen sichern. Nichts hat den Chinesen aber ferner gelegen als der Gedanke an künstliche Grenzschranken. Im Gegenteil, nach der altchinesischen Staatsauffassung, die erst vor den harten Realitäten des 19. Jahrhunderts langsam wich, bestehen eigentlich gar keine Staatsgrenzen — die ganze Welt ist China, wenn auch ein großer Teil der Welt diese Zugehörigkeit leider nicht sieht, eine Zugehörigkeit, die keinerlei politische Herrschaft bedeutet. Selbst das eigentliche China hat ja niemals unter einer wirklichen Zentralgewalt gestanden; den Gliedern des Staatskörpers, den Provinzen, Bezirken, Gemeinden verblieb zu allen Zeiten ein Maß von Freiheit und Unabhängigkeit, das in den europäischen wie in den Vereinigten Staaten keine Parallele hat. Die Herrschaft, die China beanspruchte, war die Anerkennung seiner kulturellen Führerrolle, weiter nichts, eine Herrschaft, die durch Abschließung nur gefährdet worden wäre. Wenn diese Anerkennung nicht nur versagt, sondern durch Eingriffe in das chinesische Leben die chinesische

Kultur selbst beeinträchtigt wurde, nur dann hatte ein Versuch der Abschließung Sinn. Er wurde im 17. und 18. Jahrhundert dem kaum ebenbürtigen Europa gegenüber mit gelassener Ruhe, im 19. Jahrhundert gegenüber den zu immer größerer materieller Überlegenheit aufsteigenden Westmächten mit nervöser Angst und entsprechender Ungeschicklichkeit unternommen und mißlang schließlich vollkommen. Sonst hat China im ganzen Verlauf seiner 3000jährigen Geschichte äußeren Einwirkungen, auch den westlichen, willig Tür und Tor geöffnet, und zwar schon in recht früher Zeit.

Der erste, der nach den ganz phantastischen Versuchen von de Guignes u. a. die Beziehungen Chinas zu den Westländern systematisch und kritisch untersuchte, war Friedrich Hirth in seinem Hauptwerke „China and the Roman Orient" (1885). Er übersetzte darin alle ihm erreichbaren Stellen der chinesischen Literatur, die sich mit Ta-ts'in und Fu-lin beschäftigen, geographischen Begriffen, deren Bedeutung auch heute noch umstritten ist, die uns aber zweifellos in das Mittelmeergebiet führen. Er konnte aus der Literatur den Nachweis erbringen, daß China und das Mittelmeergebiet schon im 1. Jahrhundert v. Chr. in einem regen, wenn auch mittelbaren Güteraustausche standen. Wir wußten allerdings von ihm schon aus der klassischen Literatur, wußten sogar, daß die Handelsbilanz des Römischen Reichs gegenüber China stark passiv war, d. h. daß Rom, wenigstens dem Werte nach, wesentlich mehr empfing als gab. Von der Art der Waren, die den langen, schwierigen und gefährlichen Weg nach dem Osten nahmen, geben uns aber erst die chinesischen Geschichtschreiber eine Vorstellung. Die Arbeit Hirths leidet unter dem Fehler, daß sie ausschließlich von den literarischen Denkmälern ausgeht. Mit diesen fängt ja jede historische Wissenschaft an — es ist bekannt, wie lange die europäische Altertumswissenschaft brauchte, bis sie auch die anderen Denkmäler als ebenbürtig anerkannte —, und die Wissenschaft vom fernen Osten hat, in Europa wenigstens, lange gezögert, die nichtliterarischen Denkmäler zu hören, obwohl sie oft die zuverlässigsten Zeugen sind. Allerdings besitzt die ungeheure und noch gar nicht übersehbare historische Literatur der Chinesen, wenigstens von der Zeit der Han-Dynastie ab (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.), einen Grad von Zuverlässigkeit und Universalität, der in anderen Literaturen kaum seinesgleichen hat. Zur Zeit Hirths waren zudem Schriftdenkmäler fast die einzigen erreichbaren chinesischen Denkmäler. Die chinesische Literatur selbst aber beschäftigt sich gern mit den anschaulichen Monumenten der

chinesischen Geschichte, namentlich wenn sie Schriftträger sind —, und Hirth hat nicht gezögert, diese Literatur zu befragen. Nur hat er leider fehlgegriffen. In seiner kleinen, oft zitierten Arbeit über fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst (1896) versucht er den Nachweis, daß die Ornamentik gewisser reliefierter Bronzespiegel, die in den chinesischen Werken der Han-Zeit zugeschrieben werden, hellenistischen Ursprunges und nach den ersten Vorstößen ins Transoxusgebiet von China übernommen ist. Daß die Muster dieser Traubenspiegel aus dem Westen stammen, wird kaum zu bezweifeln sein. Das Problem ist aber wesentlich komplizierter, denn diese Spiegel gehören, wie ich schon vor 18 Jahren ausgesprochen habe und heute wohl allgemein anerkannt ist, keineswegs der Han-Zeit an, in der die Vorbilder ihrer Ornamentik im Westen noch lebten, sondern frühestens der Mitte des 1. Jahrtausends n. Chr., einer Zeit also, in der im Westen die hellenistische Ornamentik schon völlig umgebildet war. Die archäologische Literatur der Chinesen, deren Datierungen noch immer vielfach blindgläubiges Vertrauen finden, wird also an einem wichtigen Punkte Lügen gestraft. Den Untersuchungen der Sinologen, die ganz oder vornehmlich aus den literarischen Quellen schöpfen, verdanken wir die wertvollsten Aufschlüsse über vieles, was auch Europa unmittelbar berührt, vor allem über die Nachbarvölker Chinas, die, wie die Hunnen und Türken, auch im Westen Geschichte gemacht haben; aber die Einbeziehung der nichtliterarischen Denkmäler würde diese Untersuchungen zweifellos noch viel fruchtbarer gestalten, weil sie die Texte vielfach ergänzen, erläutern und berichtigen.

Vorläufig liegt das Studium der chinesischen Denkmäler noch sehr im argen. Die ältere Kultur Chinas ist in diesem Lande der Revolutionen und Invasionen verschüttet und nur durch wissenschaftliche Ausgrabungen zu erreichen. Ausgrabungen begegnen aber noch immer den größten Schwierigkeiten aus Gründen, die hier nicht untersucht werden können, unter denen aber die berühmte Pietät vor den Gräbern die geringste Rolle spielt. Um so üppiger gedeihen die Raubgrabungen im Interesse und im Dienste des Kunsthandels, die mehr zerstören als fördern und vor allem alle historischen Zusammenhänge nach Kräften verwischen. Daß hier und da ein Europäer eine solche Raubgrabung angesehen oder gar selbst unternommen hat, ändert an ihrem Wesen nicht das mindeste. Im eigentlichen China sind bisher nur dem geologischen Landesdienste, der von Männern wie V. K. Ting, W. H. Wêng und J. G. Andersson trotz aller Hemmnisse zu einer bewundernswerten

Organisation ausgebildet worden ist, Ausgrabungen gelungen, die wissenschaftlichen Forderungen Genüge leisten. Diese wenigen und beschränkten Grabungen haben noch nicht zu entscheidenden Ergebnissen geführt, aber schon jetzt der Früh- und Vorgeschichte nicht nur Chinas, sondern auch Europas ganz neue und unerwartete Perspektiven eröffnet. Neolithische Siedlungen in der Provinz Honan, dem Herzen des geschichtlichen Chinas, und in der westlichen Provinz Kansu haben zwei sehr verschiedene keramische Typen ergeben, die aber annähernd derselben Zeit, etwa dem Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. angehören. Die Formen des primitiveren Types bereiten schon die Formenwelt der chinesischen Bronzezeit vor, deren Hauptvertreter die Sakralgefäße des 1. Jahrtausends v. Chr. sind. Der andere, technisch und künstlerisch weit höher stehende Typ bemalter Keramik ist von gewissen Arten neolithischer Töpferei in Zentraleuropa kaum zu unterscheiden. Eine zufällige Übereinstimmung, eine unabhängige Entwicklung an den beiden fast 10000 Kilometer auseinanderliegenden Kulturstätten scheint ganz ausgeschlossen. Daß die Töpfereien von China nach Europa, von Europa nach China oder von einem noch unbekannten Zentrum nach Europa *und* China importiert seien, ist bei der riesigen räumlichen Entfernung, der Zerbrechlichkeit und der großen Zahl der Fundstücke undenkbar. Es bleibt nur die Möglichkeit offen, daß nicht nur die Denkmäler, sondern auch die Träger der Kultur in Osten und Westen im wesentlichen derselben Art waren und einst in innigem Zusammenhange standen. Es ist vielleicht etwas zu kühn, zu folgern, daß „zwei verschiedene Bevölkerungselemente europäischen Ursprungs die älteste Kultur im zentralen China getragen haben". Daß aber ein breiter und mächtiger Kulturstrom schon im 3. Jahrtausend v. Chr. Europa und China verband, daran kann kaum ein Zweifel sein. Die chinesische Frühgeschichte, deren Quellen heute allerdings von ziemlich der gesamten Sinologie mit großem Mißtrauen betrachtet werden, erhält dadurch ebenfalls einen starken Stoß.

Die nächsten beiden Jahrtausende sind für die Beziehungen zwischen Ostasien und dem Westen eine Zone des Schweigens, wahrscheinlich weil der Spaten nur sehr gelegentlich in die Schichten dieser Zeit eingedrungen ist. Die Funde in der vermuteten Hauptstadt der 2. chinesischen Dynastie, der Shang oder Yin, haben zwar sehr wertvolles inschriftliches Material gefördert, das die überlieferte Geschichte der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. zu bestätigen scheint, entstammen aber größtenteils ganz unzuverlässigen Raubgrabungen und

schweben daher, abgesehen von den Inschriften, zeitlich ganz im unbestimmten. Ebenso bildet die sehr umfängliche Masse von Sakralbronzen, die wohl mit vollem Rechte der 3., der Chou-Dynastie, zugeschrieben werden, heute noch ein Chaos, in das bisher keine zeitliche oder örtliche Ordnung zu bringen ist. Sie tragen freilich nicht selten Inschriften, die eine Datierung und Lokalisierung erlauben. Diese beweisen aber, selbst wenn sie echt sind, was in jedem einzelnen Falle zu untersuchen wäre, nur sehr wenig, da gerade geschichtlich wichtige Inschriften häufig auf wesentlich jüngeren Werken wiederholt worden sind. Zuverlässige Ausgrabungen aus dieser Zeit scheinen bisher völlig zu fehlen. Aus so unsicherem Material Schlüsse für oder gegen westliche Einflüsse zu ziehen, ist vorläufig unmöglich. Ein systematischer Vergleich der Bronzeformen und Ornamente mit möglichen westlichen Vorbildern ist bisher noch nicht versucht worden. Der erste Eindruck spricht für völlige Unabhängigkeit, und die im wesentlichen zuverlässige chinesische Geschichte dieser Zeit gibt uns zum mindesten keinen Anlaß, an dieser Unabhängigkeit zu zweifeln, da von Beziehungen zum Westen nur einige sehr junge Legenden berichten. Der Gedanke, das charakteristische Ornament der Chou-Bronzen, die apotropäische Maske des T'ao-t'ieh aus dem griechischen Gorgoneion abzuleiten, hat so lange keinen Sinn, als nicht irgendwelche Übergangsformen zwischen diesen beiden so verschiedenen Wehrern des Bösen nachgewiesen sind.

Ganz anders wird es in der für China Epoche machenden Zeit der Ch'in und Han (221 v. Chr. bis 220 n. Chr.). China tritt zum ersten Male in nachweisbare Berührung mit den westlichen Ländern und wird zeitweise die Herrin von Turkistan und damit der Hauptkarawanenstraßen nach dem Westen. Für die Leidenschaft, mit der sich die Chinesen den mächtig andrängenden fremden Einflüssen hingeben, aber auch für die ursprüngliche Kraft, mit der sie aus den fremden Elementen sofort Eigenes schaffen, geben die Denkmäler eine weit klarere Vorstellung als alle Schriftquellen. Die von Hirth als Beleg gewählten Traubenspiegel müssen allerdings, wie oben bemerkt, für diese Zeit ausscheiden. Aber das sichere Material genügt vollauf.. In China selbst sind wir freilich wieder nur auf Zufallsfunde angewiesen, unter denen die gravierten und reliefierten Steinplatten von Grabkapellen und Steinpfeiler von Grabstraßen an erster Stelle stehen. Sie sind zum großen Teile durch datierte Inschriften zeitlich genau festgelegt. Leider ist bisher noch kaum versucht worden, die fremden Elemente in

diesen Monumenten und ihre Herkunft zu bestimmen, sie drängen sich aber dem ersten Blicke auf, in der Ornamentik sowohl wie in den Motiven und dem Stile der figürlichen Darstellungen. Die Hauptquelle scheint der Iran zu sein, hinter dem aber vielfach Hellas auftaucht. Selbst der urchinesische Drache, der in der Chou-Zeit noch nicht in verständlicher Form erscheint, hat offenbar erst jetzt unter dem Einflusse iranischer Vorbilder seine endgültige Gestalt gefunden, die trotzdem eine echt chinesische Gestalt ist.

Beinahe noch bedeutungsvoller wurden die technischen Fertigkeiten, die China aus dem Westen zuwuchsen. Unter den Erzeugnissen des Landes Ta-ts'in nimmt nach den chinesischen Berichten Glas einen breiten Raum ein. Man hat daraus geschlossen, daß schon in der Han-Zeit, in der die erste Kunde von Ta-ts'in nach China kam, Glas eine besondere Bedeutung für den westlichen Handel nach Ostasien gewonnen habe. Belege dafür fehlen in den Quellen bis zum Anfange des 5. Jahrhunderts so gut wie ganz. Zu dieser Zeit wird mit Nachrichten über den Import von Glas aus dem Westen der Bericht von der ersten Anwendung der fremden Technik im eigenen Lande verbunden. Der chinesische Kunsthandel hat aber in den letzten Jahren nicht wenige Glasarbeiten, namentlich Glasperlen mit Einlagen bunter Glasfäden aus angeblichen Han-Gräbern, auf den Markt gebracht, die auf den ersten Blick als die bekannte weltbeherrschende ägyptische Handelsware zu erkennen sind. Aus Gräbern derselben Zeit sollen auch größere Arbeiten rein chinesischen Stiles stammen, die in China als Jade gelten, in Wahrheit aber zweifellose und sehr vollkommene Glasarbeiten sind. Wir hätten also neben und vor den Importartikeln schon Erzeugnisse des heimischen Gewerbes in dem fremden Materiale vor uns — entgegen dem ausdrücklichen Zeugnisse der chinesischen Quellen, die von chinesischen Glasarbeiten erst im Anfange des 5. Jahrhunderts wissen. Die zweifelhafte Herkunft dieses Strandgutes des chinesischen Kunsthandels macht aber seine Datierung in die Han-Zeit trotz des ausgesprochenen Han-Stiles mehr als unsicher. Ihr stehen indessen völlig gesicherte Ausgrabungen zur Seite, allerdings nicht in China selbst, dessen Han-Gräber bisher nur den dunklen Bemühungen der Kunsthändler und ihrer Beauftragten ausgeliefert sind, sondern in Japan und vor allem in Korea, das seit dem Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. größtenteils eine chinesische Kolonie war. Hier sind in dem von den Chinesen der Zeit Lo-lang genannten Bezirke mehrere, durch datierte und datierbare Fundstücke genau bestimmte chinesische Gräber der Han-Zeit von

den Japanern mit größter Sorgfalt aufgedeckt worden. Neben zahlreichen ägyptischen Glasperlen und einigen ägyptischen oder syrischen Glasgefäßen haben sich hier wenige, aber sichere chinesische Glasarbeiten gefunden. Sie liefern den schlüssigen Beweis, daß schon um die Wende unserer Zeitrechnung in China selbst, wenn auch vielleicht nicht von Chinesen, Gläser gearbeitet worden sind. Und in einem Grabe der japanischen Insel Kyushu lagen neben einem Bronzespiegel der ersten Han-Zeit (206 v. Chr. bis 9 n. Chr.) Teile eines typischen Himmelssymbols, wie es die Chinesen der Leiche unter den Rücken zu legen pflegten, aus opakem, völlig jademäßig behandeltem Glase. Danach haben auch die anderen ganz gleichartigen Glasarbeiten derselben Form für die Han-Zeit nichts Auffallendes. Die Denkmäler haben hier also wieder die Angaben der Schriftquellen, so zuverlässig sie schienen, berichtigt. Immerhin bleibt auch das westliche Glas trotz seiner Zerbrechlichkeit noch in den folgenden Jahrhunderten ein begehrter Importartikel. Spätantike Gläser finden sich in koreanischen Gräbern bis ins 6. Jahrhundert, einem japanischen Kaisergrabe der vorbuddhistischen Zeit war ein typisches Nuppenglas mit Fassettenschliff beigegeben, das sehr wohl einer rheinischen Hütte des 4. oder 5. Jahrhunderts entstammen könnte, und das Schatzhaus Shosoin in Nara, dessen Bestände nicht wesentlich über das Jahr 756 hinauf- und herabgehen, besitzt sogar sechs wohlerhaltene Gläser westlicher Herkunft, von denen eines das Werk byzantinischer Glasschneider, ein anderes mit den christlichen Symbolen des Fisches und der Palme verziert ist.

Dem Glase verwandt ist die gleichfalls aus Kieselsäure bestehende Glasurmasse. Sie kam unter den Han aus dem Westen ins Land und schuf die erste Grundlage für die ganze großartige chinesische Keramik. Woher sie stammt, wissen wir freilich nicht, denn mit den ägyptischen alkalischen und den vorderasiatischen Zinnglasuren stehen die chinesischen Bleiglasuren in keinem unmittelbaren Zusammenhange. Hellas jedenfalls muß ganz ausscheiden, da es das eigentlich künstlerische Element der Keramik, die Glasur, fast vollkommen vernachlässigt. Die chinesischen Schriftquellen wissen von den glasierten Töpfen der Han nichts. In um so größerer Zahl sind sie selbst seit etwa 20 Jahren auf dem Markt erschienen. Über die Herkunft dieser eifrig gesammelten Keramik bewahrte aber der Handel das übliche weise Schweigen, und auch die Forschungen eines belgischen Arztes in der Umgegend von Lo-lang, der östlichen Han-Hauptstadt, haben kein sicheres Material

ergeben. Noch in neuester Zeit konnte daher ihre Datierung in die Han-Periode bezweifelt werden. Auch hier geben die wichtigen Grabungen der Japaner in Lo-lang die Entscheidung. Die typische Han-Keramik des Handels hat sich in sicheren Han-Gräbern in geringer, aber in genügender Zahl gefunden, um jeden Zweifel fortan auszuschließen.

Daß auch die hochentwickelte Metallkunst der Chinesen sich aus dem Westen bereichert hat, wird durch die neueren Funde sehr wahrscheinlich gemacht. Die Kunst der Tausia, des Einhämmerns von Edelmetallen in unedles Material, wie Bronze, wird von den chinesischen Antiquaren allerdings schon der Chou-Zeit zugeschrieben; aber bisher ist noch keine sichere Chou-Bronze bekannt geworden, die in dieser Technik verziert ist. In der Han-Zeit finden wir sie plötzlich zu höchster künstlerischer und technischer Vollkommenheit ausgebildet, wie einige datierbare Arbeiten aus China und besonders die prachtvolle aus Lo-lang stammende Bronze der Kunstakademie in Tokio beweisen. Die Kunst der Tausia ist Ägypten und Hellas gleich vertraut und hat sich von da auch den Ländern des westlichen Asiens mitgeteilt. Von hier werden auch die Chinesen diese reichste Technik der Metallverzierung übernommen haben. Der prachtvolle Goldfiligranschmuck, der sich schon in Lo-lang-Gräbern in vollendeter Technik und Form findet und in etwas jüngeren koreanischen Gräbern in ganz unerwarteten Mengen auftritt, wird unmittelbarer auf die unübertroffenen hellenischen Meister des Goldschmucks zurückgehen.

Die Vermittler waren vielleicht jene immer noch rätselhaften Völker, die von den Alten unter dem Namen der Skythen zusammengefaßt wurden, und deren westliches Siedlungsgebiet nördlich des Schwarzen Meeres uns die reichsten Schätze antiken Goldschmuckes beschert hat. Von einer solchen Vermittlerrolle der Skythen weiß die Geschichte allerdings nichts. Neuere Funde des russischen Forschungsreisenden Kozloff in der Mongolei, also wieder in einem exzentrischen Gebiete Chinas, haben es aber sehr wahrscheinlich gemacht, daß neben den bekannten Wegen zur See und über die Karawanenstraßen Zentralasiens auch im Norden ein der Geschichte unbekannter Verkehr die Brücke zwischen Westen und Osten schlug. Nicht weit von Urga haben Kozloff und seine Mitarbeiter eine Reihe von Gräbern aufgedeckt, die schon in alter Zeit von Grabschändern geplündert und ihrer wahrscheinlich sehr reichen Goldschätze beraubt worden sind, aber noch immer einen unvergleichlichen Schatz an künstlerisch und historisch wertvollen, wenn

auch weniger auffallenden Beigaben bargen. Durch ein von mir entdecktes chinesisches Datum auf einer Lackschale, das dem Jahre 2 v. Chr. Geburt entspricht, werden die ganz gleichartigen und offenbar gleichzeitigen Grabanlagen mit Sicherheit der Zeit um Christi Geburt, also der mittleren Han-Zeit, zugewiesen. Die Grundlage der Kultur, die sich hier offenbart, ist zweifellos skythisch, wie vor allem die prachtvollen Wollstickereien, ganz unerwartete Manifestationen skythischer Kunst, beweisen. Aber auch das Kunstgut des benachbarten China ist den unbekannten Inhabern der Gräber offenbar ein geläufiger und vertrauter Besitz. Neben ziemlich unbedeutenden Arbeiten aus Jade und Bronze bildet das chinesische Monopol des Lackes eine Art Leitfossil der Funde, und die chinesische Seide, die teuer bezahlte Sehnsucht der Römer, wird uns durch mehrere wunderbar erhaltene Stoffe und eine prachtvolle Stickerei reicher überliefert als die kühnste Phantasie für so frühe Zeit hoffen durfte. Daß in der Ornamentik dieser Han-Stoffe mancher hellenische Zug erscheint, überrascht um so weniger, als die Gräber selbst uns gleich ihre Vorlagen liefern. Mehrere Wollstickereien zeigen so rein hellenische Schmuckmotive, daß Borofſka, einer der Helfer Kozloffs und der Hauptbearbeiter der Funde, nicht ansteht, sie geradezu als griechische Arbeiten für den skythischen Markt zu bezeichnen, obwohl gewisse Barbarismen eher auf einen nichtgriechischen Nachahmer schließen lassen. Jedenfalls ist der Stil der Originale so vollkommen bewahrt, daß der allmählich berühmt gewordene Stoff mit skythischen Reitern wohl als die bedeutendste erhaltene griechische Bildstickerei gelten kann. Wir finden also bei Völkern, die nachweislich in engen, wenn auch meist feindlichen Beziehungen zu China standen, unmittelbar vor den Toren Chinas hellenische Kunst in beinahe unverfälschter Reinheit. Daß sie davor haltgemacht haben solle, ist sehr unwahrscheinlich, daß sie umgekehrt erst über China in diese nördliche Region vorgedrungen ist, immerhin möglich. Jedenfalls lernen wir hier einen und wohl den Hauptträger der griechischen Formenwelt in Ostasien kennen: den leicht transportablen Stoffen mußte bei der ungeheuren Entfernung, die zwischen den beiden Welten liegt, naturgemäß die größte Rolle zufallen.

Die kaum begonnene und bisher auf einige Außenbezirke beschränkte Ausgrabungstätigkeit in China hat also schon jetzt manche Zusammenhänge zwischen den beiden großen Kulturgebieten der Alten Welt bloßgelegt, die bis vor kurzem durch einen Abgrund getrennt schienen. Man kann ohne große Übertreibung sagen, daß die chinesische Archäo-

logie zum guten Teile europäische Archäologie ist. In ihrer ganzen Bedeutung wird die Altertumswissenschaft des Fernen Ostens allerdings erst erkannt werden, wenn einmal im eigentlichen China wissenschaftliche Ausgrabungen möglich sein werden — womit es noch gute Weile hat. Zweifellos wird China, das Land der Gräber, dann das Hauptgebiet der archäologischen Forschung der Welt werden. Schon dem verhältnismäßig dürftigen Stoffe, der uns bisher zugänglich gemacht worden ist, könnten die Methoden der europäischen Archäologie zweifellos reichere Ergebnisse abringen als die bisherigen mit viel ira et studio vorgetragenen, aber gar nicht oder schlecht begründeten Behauptungen pro et contra. Dasselbe gilt allerdings auch für die spätere Zeit, wo der mächtige Andrang des Buddhismus fremde Elemente jeder Art in das zum Teil von Nichtchinesen beherrschte China trug und das ganz kosmopolitische Weltreich der T'ang sich frei der Kultur der ganzen Welt öffnete. Eine Untersuchung dieser fremden Elemente müßte sich freilich von dem schlimmsten Feinde wissenschaftlicher Forschung, der Tendenz, ebenso frei halten wie die europäische Kunstwissenschaft. Dieser ist es selbstverständlich, daß der Wert einer Kunst niemals von den fremden Elementen bestimmt wird. Nie hat es einen Siegeszug der Antike gegeben wie der, den wir die Renaissance nennen; aber niemand wird die Renaissance darum eine verdorbene Antike heißen. Nicht das Übernommene, sondern was aus dem Übernommenen gemacht wird, ist wesentlich. Übrigens wäre auch eine Untersuchung im entgegengesetzten Sinne nicht nur möglich, sondern nötig. Der Export chinesischer Seidenstoffe nach dem Römischen Reiche ist zweifellos wesentlich größer gewesen als der römische Export nach China. Er muß auch im Westen tiefe Spuren hinterlassen haben.

Die Erforschung schriftloser Sprachen

D. Dr. Karl Meinhof,
ordentl. Professor der afrikanischen Sprachen an der Universität Hamburg
und Direktor des Seminars für afrikanische und Südseesprachen

Die Erforschung schriftloser Sprachen ist in Deutschland nicht aus praktischen, sondern aus rein wissenschaftlichen Motiven erwachsen. Während die ältere Philologie sich vor allem mit den Literatursprachen des Altertums beschäftigte, hat sich die moderne Sprachwissenschaft von Anfang an nicht auf Literatursprachen beschränkt, denn ihr war die Sprache an sich als die bedeutendste Äußerung des menschlichen Geistes Gegenstand der Forschung. Dabei schloß diese neue Betrachtungsweise die ältere nicht aus, im Gegenteil, derselbe Wilhelm v. Humboldt, dem wir die Neubelebung des Humanismus in Deutschland verdanken, war auch der Begründer der modernen Sprachwissenschaft. Jeder Sachkenner weiß überdem, wieviel Förderung auch das Studium der klassischen Sprachen durch die Sprachvergleichung empfing. Und die hier gewonnenen Ergebnisse ermutigten wiederum dazu, Sprachen, die mit den indogermanischen nicht verwandt sind, zu untersuchen und die vergleichende Methode auch hier anzuwenden. Humboldt vertiefte sich in die Sprachen Indonesiens, sein Schüler C. Steinthal wandte sich westafrikanischen Sprachen zu, und H. C. von der Gabelentz den Sprachen der Melanesier in der Südsee.

Als Friedrich Müller 1877 seinen Grundriß der Sprachwissenschaft herausgab, zog er auch die schriftlosen Sprachen der ganzen Welt in den Kreis seiner Betrachtung und versuchte als erster, die so überaus mannigfaltigen Idiome Afrikas zu größeren und kleineren Gruppen zu ordnen.

Mancher deutsche Gelehrte hat sich auch an einzelne Sprachen gewagt, die ihm irgendwie nähertraten. So bearbeiteten L. und R. Tutschek schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Galla in Nordostafrika, das Tumale in Kordofan und das Kondjara in Darfur, ohne jemals in Afrika gewesen zu sein. In gleicher Weise widmete sich Mitterrutzner dem Dinka und Bari am mittleren Nil und kein Geringerer als A. F. Pott dem Yao in Ostafrika (s. Z. D. M. G. Band VI S. 331—361).

Auch durch die Ägyptologie wurde das Studium afrikanischer Sprachen befruchtet. Seit Champollions glänzender Entdeckung (1822) war ja ägyptische Sprache und Literatur besonders auch von deutschen Gelehrten erforscht worden. Da lag es nahe, daß diese Ägyptologen sich nun auch den Sprachen zuwandten, die dem Ägyptischen benachbart waren. So kamen R. Lepsius, Leo Reinisch, H. Schäfer, H. Junker, J. J. Heß, W. Czermak und andere dazu, sich mit dem Nubischen zu beschäftigen. Dabei wurden besonders die beiden Erstgenannten weit über die Grenzen Nubiens hinausgeführt: Lepsius gab in der Einleitung zu seiner Nubischen Grammatik einen wertvollen Überblick über die Sprachen Afrikas, Leo Reinisch behandelte nacheinander die verschiedenen Sprachen von Nordostafrika in Monographien, die auf diesem Gebiet noch heute grundlegend sind. Sogar ein Berberdialekt, das Schilh, fand einen deutschen Bearbeiter, H. Stumme in Leipzig.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sich dann ein junger deutscher Gelehrter, Dr. W. H. J. Bleek, ganz dem Studium der afrikanischen Sprachen gewidmet. Als ein Schüler der deutschen sprachvergleichenden Methode suchte und fand er die Lautverschiebung im Bantu und schrieb einen Aufsatz: „Grimm's Law in South-Africa."

Ihm verdanken wir den Anfang einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Bantu in einer vergleichenden Grammatik, die auch eine vergleichende Darstellung der Hottentottendialekte enthält. Sein posthumes Werk über Buschmannsprachen ist das Beste, was über dieses schwierige Gebiet bisher geschrieben ist.

Neben diesen Bestrebungen der eigentlichen Linguisten verdient die Mitarbeit von anderen Erwähnung, die nur nebenher sprachliches Material sammelten. Bei der Entlegenheit und dem gewaltigen Umfang Afrikas waren eben auch solche Sammlungen von Wert für die Fachleute; ich denke dabei vor allem an die Wörtersammlungen der großen Reisenden wie Barth, Nachtigal, Munzinger, Russegger, Emin Pascha und andere.

Noch wertvoller als ihre Aufzeichnungen waren aber die Arbeiten der Missionare, da diese länger an einem Ort blieben und schon dadurch zu sorgfältiger Beobachtung genötigt waren, daß sie der Verständigung mit den Eingeborenen für ihre pädagogischen und religiösen Aufgaben bedurften. So kommt es, daß unsere heutige Kenntnis der Einzelsprachen noch zum erheblichen Teil auf den Aufzeichnungen von Missionaren beruht. Ich nenne aus der großen Zahl

der älteren Missionare nur D. Krapf, Döhne, Schön, Reichardt, Kölle, Hahn, Prof. Endemann, Krönlein.

Die Tatsache, daß hier deutsche Wissenschaft am Werk war, ist vielfach dadurch verdunkelt, daß viele von ihnen ebenso wie Bleek in englischer Sprache schrieben, weil man damals noch glaubte, vor allem auf englisch sprechende Leser rechnen zu müssen.

Mit dem Beginn der deutschen Kolonialpolitik trat hier nun eine bedeutsame Wendung ein. Man hörte auf, englisch zu schreiben, und es boten sich neben den wissenschaftlichen Zielen neue praktische Aufgaben für den Sprachforscher in Afrika: Beamte, Kaufleute, Ansiedler und Missionare begehrten Unterricht in afrikanischen Sprachen, und Lehr- und Lernmittel für Europäer und Eingeborene waren zu schreiben. Sogar Zeitungen sind in den neu erforschten Sprachen entstanden, und die Literatur wuchs schnell an und fand auch in Deutschland Leser. Trotz aller vorangegangenen wissenschaftlichen Tätigkeit war aber erst ein kleiner Teil der in Betracht kommenden Sprachen bekannt, und mit der Wonne des Entdeckers begannen die Linguisten die noch unbekannten Sprachen zu erforschen, ihre Zusammenhänge aufzuspüren und ihre Entwicklung gesetzmäßig zu begreifen.

Hier hat das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin mit den von ihm herausgegebenen Lehrbüchern und später mit dem Archiv deutscher Kolonialsprachen bahnbrechend gewirkt, ebenso das Kolonialinstitut und die Universität in Hamburg mit ihren „Abhandlungen". Umfangreiche, wertvolle Manuskripte sind so zum Druck gekommen, in denen mancherlei Sprachen Afrikas und der Südsee für spätere Zeiten aufgezeichnet sind. Dazu kamen die Zeitschriften, die kleinere Aufsätze brachten und den lebendigen Austausch unter den Freunden dieser neuen Wissenschaft vermittelten: die Zeitschrift für afrikanische Sprachen von C. G. Büttner, die Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen von A. Seidel, die Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen, die Zeitschrift für Kolonialsprachen (jetzt Zeitschrift für Eingeborenensprachen) von Carl Meinhof. Außerdem wagte es mancher deutsche Buchhändler, Werke über afrikanische Sprachen herauszugeben, obwohl der Leserkreis naturgemäß noch klein war.

Je mehr sich nun aber die Afrikanistik das eigene Haus ausbaute, um so schwieriger wurde es für den Gelehrten aus anderen Sprachgebieten, die neue Wissenschaft zu verfolgen. Wenn Pott, Lepsius, Steinthal sich ohne weiteres der Afrikanistik annahmen, so

war das bei dem Beginn der neuen Studien möglich und wertvoll. Aber das Anwachsen der Literatur sowie die Ausarbeitung besonderer Problemstellungen und die dadurch notwendig gewordene neue Terminologie erschwerte bald die Einfühlung für den Fernerstehenden. Die Afrikanistik mußte also, nachdem sie sich eingerichtet hatte, nun erst aufs neue versuchen, mit der älteren Sprachwissenschaft Fühlung zu nehmen.

Mitten in diese rege Tätigkeit kam der Krieg und machte die unmittelbare Verbindung mit Afrika und der Südsee unmöglich. Aber damit waren diese Bestrebungen doch nicht einfach lahmgelegt. Mancher alte Afrikaner, der durch den Krieg in der Heimat festgehalten wurde, benutzte die unfreiwillige Muße, um seine Aufzeichnungen druckfertig zu machen. Andern half die Stille des Gefangenenlagers zur Vertiefung. Auch kriegsgefangene Farbige aus Afrika waren in Deutschland ein willkommenes Studienobjekt. So konnten einige der obengenannten periodischen Publikationen ohne erhebliche Schädigung den Krieg überdauern.

Allerdings erhielt die Afrikanistik durch den Verlust der deutschen Kolonien einen harten Schlag. Aber die bereits geleistete Geistesarbeit war doch schon erfolgreich genug gewesen, um diesen Schlag zu überstehen. Wenn auch nicht mehr deutsche Beamte in die Kolonien zurückkehrten, so doch deutsche Missionare, Kaufleute und Ansiedler, und die Nachfrage nach der deutschen Sprachforschung begann sich auch im Ausland wieder zu regen. Trotz der gegen Deutschland erhobenen Beschuldigungen auf kolonialem Gebiet war ja doch nicht zu leugnen, daß das Ausland die Mitarbeit der Deutschen nicht entbehren konnte, ebensowenig auf sprachlichem Gebiet wie in der Tropenmedizin und Tropenhygiene. So kam es, daß bei der Begründung des Internationalen Afrikainstituts in London im Juni 1926 auch deutsche Afrikanisten beteiligt waren und einer von ihnen, Prof. Westermann, zum Direktor an diesem Institut mit dem Sitz in Berlin erwählt wurde.

Wenn also die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft das Studium schriftloser Sprachen unterstützt hat, hat sie damit gewiß im vaterländischen Sinne gehandelt. Sie hat es ermöglicht, daß ein neu errungenes Gebiet deutscher Geistesarbeit festgehalten werden konnte. So wurden vor allem die jüngeren Forscher durch Drucklegung ihrer Ausarbeitungen ermutigt, und die jetzt unter fremder Regierung stehenden Missionare empfinden es dankbar, daß

die deutsche Heimat sie nicht vergessen hat, sondern ihre wissenschaftliche Tätigkeit anerkennt.

Aber die Frage liegt nahe, ob denn die Aufgaben und Ergebnisse der Afrikanistik auch über den Kreis der Freunde Afrikas hinaus für die Gesamtwissenschaft von Bedeutung sind. Ich selbst bin überzeugt, daß man diese Frage in ihrem vollen Umfang bejahen kann, und will versuchen, die Gründe für meine Überzeugung darzulegen.

Das Studium der Sprachlaute hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte zu einer eigenen Wissenschaft, der Phonetik, entwickelt. Während die ältere Sprachvergleichung sich im wesentlichen an das geschriebene Zeichen, den Buchstaben, hielt, zwang die persönliche Berührung mit exotischen Sprachen ebenso wie die heimische Dialektforschung zur genauen Lautbeobachtung. Dabei begegnete der Sprachforscher dem Sprachpathologen, vor allem dem Taubstummenlehrer und dem Physiologen, der die Bewegungen der Organe beim Sprechen mit Hilfe des Kehlkopfspiegels und anderer Apparate beobachtet. Aus der Zusammenarbeit der verschiedenen Methoden entstand dann die neue Wissenschaft. Sie bot gerade dem Afrikanisten eine ganz unschätzbare Hilfe, da er vor besonders große Probleme der Artikulation gestellt war. Indogermanische und semitische Lautsysteme enthalten zwar auch allerlei Laute, die dem Fremden nicht leicht fallen, aber eine mangelhafte Aussprache macht die Verständigung doch nicht in jedem Fall unmöglich. In Afrika gibt es aber ganz seltsame Laute, deren Aussprache dem Europäer fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, und andere scheinbar einfachere Laute, die aber doch eine überaus genaue Artikulation verlangen. Das hat unter andern seinen Grund darin, daß die uns so geläufigen Konsonantenverbindungen in vielen dieser Sprachen, bis auf wenige Ausnahmen, vermieden werden. Die zwischen Vokalen stehenden Laute können deshalb sehr genau artikuliert werden, und darauf ist das Ohr des Afrikaners mehr als das unsere eingestellt. Hier stand man also vor der Aufgabe, sorgsam zu ermitteln, wie die ganz befremdlichen Laute gebildet werden, und jene feinen Unterschiede, die das ungeschulte Ohr des Europäers nicht hört, genau zu erkennen und zu beschreiben. Bei dieser schwierigen Aufgabe hat besonders das zunächst für diesen Zweck eingerichtete phonetische Laboratorium in Hamburg unter der Leitung von Prof. Panconcelli-Calzia der Afrikanistik, dann aber auch der allgemeinen Phonetik unschätzbare Dienste geleistet. Hier wurde zuerst das Wesen der afrikanischen Schnalzlaute ermittelt, die

man früher für Inspiraten hielt, die aber von der Atmung völlig unabhängig sind. Es sind Sauglaute, deren mannigfach verschiedene Verbindung mit dem folgenden Vokal noch besondere Aufmerksamkeit erfordert. Das Vorhandensein aspirierter und nichtaspirierter Verschlußlaute im Suaheli und der stimmlosen Nasale im Ndonga, sowie der verhauchten Nasale im Zaramo wurde hier einwandfrei experimentell erwiesen. Für die Untersuchung der musikalischen Töne, die in manchen afrikanischen Sprachen eine ähnliche Rolle spielen wie im Chinesischen, wurden sichere objektive Methoden gefunden, die es ermöglichen, die ganze musikalische Bewegung eines Satzes durch die Maschine aufzuzeichnen und objektiv vorzulegen. Die seltsamen „Kehlverschluß"-Laute wurden untersucht die in mehreren Sprachen vorkommen, und die wegen der dabei zum Munde einströmenden Luft an die Schnalze erinnern, die aber andererseits etymologische Beziehungen zu den „emphatischen" Lauten der Semitensprachen vermuten lassen. Besonders instruktiv sind hier die Forschungen von Maria von Tiling über das „Kehlverschluß"-d im Somali sowie über den Unterschied von k und q in derselben Sprache, der durch Röntgenbilder von beiden Artikulationen in der lehrreichsten Weise veranschaulicht wird. Außerdem möchte ich nur noch auf die Laterallaute des Zulu und Sotho verweisen, die der Sprachenarzt für pathologisch halten möchte, wenn sie nicht neben normalem s in beiden Sprachen vorkämen, ferner auf die Velarlabialen, die für den Indogermanisten hypothetisch sind, hier aber noch gesprochen werden und den Übergang von k^u, kp zu p heute noch verfolgen lassen. Dazu kamen die Labioalveolaren, ein Mittelding zwischen s und f, bzw. z und v. Eigentlich bringt uns jedes Jahr die Entdeckung neuer Lautvorgänge, und so wurde die allgemeine Phonetik gerade durch die Afrikanistik ganz wesentlich bereichert. Die von Panconcelli-Calzia herausgegebene Zeitschrift „Vox", die leider jetzt in stark verkürzter Form erscheint, hat auch diese Studien der weiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht.

Aber nicht nur der reine Phonetiker, sondern auch der Linguist findet neues wertvolles Material in Afrika. Denn hier gibt es Lautveränderungen von einer erstaunlichen Gesetzmäßigkeit. Seit den ersten Beobachtungen von Bleek, die wir schon erwähnten, sind diese Gesetze in viel größerem Umfang und mit viel größerer Klarheit erkannt, und zwar ebensowohl die gesetzmäßige Veränderung der Laute in verschiedenen Sprachen und Dialekten, die wir Lautverschiebung

nennen, wie die Veränderung der Laute innerhalb eines Einzeldialekts, z. B. beim Zusammentreffen der Konsonanten mit Nasalen und mit verschiedenen Vokalen. Wenn die Frage nach der Entstehung der Lautverschiebung und nach der Gültigkeit der Lautgesetze auf indogermanischem Gebiet viel erörtert ist, so wird hier für dieses Problem neues, umfangreiches und sehr zuverlässiges Material geboten. Die allgemeine Sprachwissenschaft kann daran um so weniger achtlos vorübergehen, als hier manche Vorgänge der Assimilation und Dissimilation und andere Lautveränderungen sich wiederholen, die uns aus indogermanischem Gebiet bekannt sind, ohne daß natürlich an einen historischen Zusammenhang der in Rede stehenden Sprachen zu denken ist. (Ich erinnere an das Dahlsche Dissimilationsgesetz, Z. D. M. G. LVII S. 302, das mit dem bekannten griechischen Dissimilationsgesetz der Aspiraten fast identisch ist, ferner an die Tatsache, daß im Somali wie im Griechischen schließendes m zu n wird. Vgl. auch W. Wundt, Völkerpsychologie[3], Bd. I S. 516ff.)

Die hier etymologisch gefundenen Lautgesetze führen dann wieder zu neuen phonetischen Problemen. So werden z. B. im Suaheli stimmlose Verschlußlaute durch vortretenden Nasal zu Aspiraten, während umgekehrt im Zulu eine Aspirata durch vortretenden Nasal die Aspiration verliert. Manche stimmlosen Laute werden durch vortretenden Nasal stimmhaft, z. B. im Herero, aber im Schambala werden umgekehrt stimmhafte Frikativlaute durch vortretenden Nasal stimmlos. Zuweilen werden auch stimmhafte Laute bei der Verdoppelung stimmlos. Die große Fülle der Sprachen, die uns heute noch lebendig erhalten sind, und von denen viele handgreiflich mit anderen verwandt sind, lädt zu ferneren Lautuntersuchungen ein und verspricht gute Ergebnisse für die Wissenschaft von den Lauten.

Nicht anders liegt es auf grammatischem Gebiet. Es war kein Zufall, daß E. Cassirer bei Abfassung seines Buches über die Sprache sich so eingehend mit den Sprachen Afrikas beschäftigte, denn hier sind vielfach noch sehr ursprüngliche Formen in Gebrauch, die für die großen Literatursprachen Europas und Asiens einer längst entschwundenen Vergangenheit angehören. Werden doch in manchen der Sudansprachen die einsilbigen Stämme etwa in der Weise zusammengefügt, wie wir uns eine aus Wurzeln bestehende Sprache zu denken hätten, bei der keinerlei Bildungselemente vorhanden sind, und wo lediglich die Wortstellung zum Ausdruck der grammatischen Beziehungen gebraucht wird.

Neben Sprachen, die nur dieses allerursprünglichste Prinzip, allerdings in unendlicher Verfeinerung anwenden, bietet aber Afrika das Muster von Sprachen einer ganz anderen Art, wie es in dieser Vollständigkeit sonst nirgend in der Welt gefunden wird. Hier vollzieht sich die Zuordnung der Nomina zu einem Oberbegriff, indem die ganze Fülle der Gegenstände in K l a s s e n gruppiert ist. Wir sind freilich nicht immer imstande, das Einteilungsprinzip zu verstehen, da die Klassen, wie Cassirer mit Recht betont, weniger dem logischen als dem imaginativen und mythischen Denken ihren Ursprung verdanken. Immerhin sind diese Sprachen ein großartiger Versuch, Ordnung in die Fülle der Erscheinungen zu bringen. Da nun aber die meisten Gegenstände in der Mehrzahl ein sehr anderes Bild als in der Einzahl bieten, ergibt sich der Wechsel der Klasse in der Mehrzahl, und weiter eine große Mannigfaltigkeit der Pluralbildung. Deshalb fungieren manche Klassenzeichen als Pluralzeichen. Sie gewinnen aber darüber hinaus eine weitere Verwendung, da sie einen logischen Aufbau des Satzes ermöglichen, indem sie zu jedem Wort treten, das zu dem genannten Gegenstand in grammatischer Beziehung steht. Damit ist denn ein eindeutiges Mittel gewonnen zum Ausdruck der grammatischen Abhängigkeit.
Es gibt mindestens drei große Gruppen von K l a s s e n s p r a c h e n in Afrika, einige Kordofan-Sprachen, die Sprachen der Bantu und das Ful. Daß die Klassensprachen Kordofans mit den Bantusprachen irgendwie zusammenhängen, ist wahrscheinlich. Den Zusammenhang des Ful mit dem Bantu, den wir längst ahnten, hat A. Klingenheben nunmehr unwiderleglich erwiesen.

Obwohl nun dieses Klassensystem in hohem Maße die Ansprüche erfüllt, die man an einen logisch klaren Satzbau stellen kann, leidet es an einer gewissen Schwerfälligkeit, die seinen praktischen Gebrauch besonders da hemmt, wo ein Volk zum Handelsverkehr mit anderen Völkern übergegangen ist und seine Sprache von fremden Völkern erlernt werden muß. Die Abschleifung, die die Formen dabei erfahren, führt zu ihrer Vereinfachung. Das läßt sich im Suaheli vortrefflich beobachten. Nun findet sich neben diesem komplizierten Klassensystem ein anderes Einteilungsprinzip der Nomina, das bei den verschiedensten Völkern der Welt wiederkehrt, und das erheblich einfacher ist, nämlich die Unterscheidung von B e l e b t e m und U n b e l e b t e m oder auf einer höheren Stufe von P e r s o n und S a c h e.

Diese Unterscheidung hat in einer Reihe von Sprachen die Klassen-

einteilung verdrängt, die hier nur noch wie im Indogermanischen in der Wortbildung in Erscheinung tritt. Der Unterschied von Person und Sache führt dann zu dem grammatischen Genus, indem die Personenklasse zum Maskulinum, die Sachenklasse zum Femininum wird. Die Spuren dieses Übergangs sind in Afrika noch nachweisbar als wertvolle Dokumente für den Forscher.

Wie hier Beziehungen zwischen Klassensprachen und Genussprachen vorliegen, so auch bei der Bildung der Verba, die in den Klassensprachen eine große Fülle abgeleiteter Stämme aufweisen, mehr als die Sprachen der Hamiten und Semiten. Auch diese Zusammenhänge reizen zu weiteren Untersuchungen.

Wenn ich im vorstehenden fast ausschließlich der afrikanischen Sprachen gedacht habe, so liegt das zunächst daran, daß dies mein eigentliches Forschungsgebiet ist. Außerdem stehen unserem Denken die Sprachen Afrikas doch näher als jene eigenartigen Formen, wie wir sie z. B. bei den Papua in Neuguinea finden. Es ist das Verdienst deutscher Missionare, auch diese Sprachen erforscht zu haben, und wir besitzen in dem Kâte-Wörterbuch von C. Keysser ein Denkmal deutschen Gelehrtenfleißes, das uns ermöglicht, uns auch in diese uns sehr fremde Welt zu vertiefen. Ein Werk von E. Stresemann über die Lauterscheinungen in den Ambonischen Sprachen (Indonesien) wird in nächster Zeit im Verlage von D. Reimer herausgegeben und ergänzt die grundlegenden Arbeiten von O. Dempwolff über die Lautlehre der austronesischen Sprachen.

Der Linguist beschäftigt sich vor allem mit der Form der Sprache in Lautlehre und Grammatik, aber selbst bei schriftlosen Sprachen ist er nicht darauf beschränkt, denn was in diesen Sprachen aus dem Munde der Eingeborenen aufgezeichnet ist, ist auch inhaltlich nicht immer so dürftig, wie man meinen möchte, sondern bietet recht viel Beachtenswertes.

Vor allem sind diese Texte für den Religionsforscher wichtig. Wenn die Religionswissenschaft sich bisher vorwiegend mit den alten Literaturen beschäftigte, so unterliegt es ja doch keinem Zweifel, daß die Religion älter ist als das Buch, in dem sie aufgezeichnet ist. Und so gehen der literarischen Urkunde die religiösen Vorstellungen und Gebräuche vorauf, die im Volke leben. Diese zu ermitteln, bemüht sich unter anderm die deutsche Volkskunde. Aber die Quellen fließen reiner und reicher, wo die alten Vorstellungen noch nicht durch Buchreligionen überdeckt sind, und alte Zaubersprüche, Lie-

der und Gebete können deshalb am besten bei schriftlosen Völkern aufgesucht werden. Ähnliches gilt für die Anfänge des Rechts. Gerade die letzte Zeit brachte uns mancherlei Aufzeichnungen von einzigartiger Bedeutung, z. B. von Gutmann, Kootz, Vedder, Pettinen, Westermann. Wir werden hier in die Bildung der Rechtsformen eingeführt bei der zur Sippe erweiterten Familie, bei dem Stamm, der feste Wohnsitze einnimmt und sich nicht nur nach Altersstufen, sondern auch nach höheren und niederen Klassen der Gesellschaft gliedert. Wir lernen jene Geheimlehren kennen, die der Jugend bei den Mannbarkeitsfesten mitgeteilt werden, und die sie zum Gehorsam erziehen sollen, zur Ehrfurcht gegen die Frauen und die Alten, ja sogar zur Ehrfurcht gegen den Fruchtbaum. Kinderspiele und primitive Heilmethoden sind nicht vergessen. Das heilige Feuer und das Opfer kann hier noch in sehr ursprünglichen Formen beobachtet werden. Gottesvorstellungen und mancherlei Mythen sind aufgezeichnet, auch Gebete, wie man sie selbst spricht, und wie man sie sogar Tieren, z. B. der Hyäne, in den Mund legt. Dazu kommen Märchen, Sprichwörter und Rätsel in großer Fülle. Es verdient den höchsten Dank der Wissenschaft, daß die Notgemeinschaft die Drucklegung solcher Aufzeichnungen ermöglicht hat, deren Sammlung bei der schnell fortschreitenden Kultur in Afrika bald nicht mehr ausführbar sein wird.

Ein großer Teil der afrikanischen Völker ist heute noch schriftlos, aber daneben gibt es doch eine Anzahl älterer und neuerer Literatursprachen in Afrika, ist doch die älteste Schriftsprache, die wir kennen, die ägyptische, eine der Sprachen Afrikas. Wir haben oben auf die Mitarbeit der Ägyptologen schon Bezug genommen. Besonders für die Deutung der alten nubischen Literaturreste, die vor etwa 20 Jahren bekannt wurden, war nun die Beschäftigung mit dem modernen Nubisch unerläßlich. Außerdem wird die Lesung und Übersetzung der meroitischen Inschriften, die in so erfolgreicher Weise begonnen ist, wohl noch weitere Zusammenarbeit der Ägyptologen mit den Afrikanisten erfordern. Ähnlich ist es mit der Lesung der alten libyschen Inschriften, wo die Kenntnis moderner Berbersprachen und der heutigen Schrift der Tuareg, des Tifinagh, sicher von Wert ist.

Wenn wir hier noch eigentlich in den Anfänge stehen, kann man auf anderen Gebieten Afrikas heute schon aus dem vollen schöpfen. Die semitischen Sprachen Abessiniens werden ja mit einer der südarabischen entstammenden Schrift geschrieben und bieten dem Semi-

tisten eine umfangreiche und interessante Literatur. Aber auch manche echt afrikanische Sprachen, wie die meisten Berberdialekte, Ful, Haussa und Suaheli, schreibt man seit alter Zeit, und zwar mit arabischer Schrift, und auch hier ist eine fesselnde religiöse und profane Literatur entstanden. Ich erinnere nur an das umfangreiche Heldengedicht in Suaheli, das den Kampf Muhammeds mit dem Kaiser Heraklius schildert, und das über tausend gereimte vierzeilige Strophen umfaßt. Es wurde von D. Krapf entdeckt und von C. G. Büttner bearbeitet. Die arabischen Quellen, aus denen es entstand, werden von R. Paret etwa auf das 14. Jahrhundert datiert. Ferner möchte ich das Lied des Liongo nennen, das an die Siegfriedsage erinnert, und das eine alte Bearbeitung einer noch älteren afrikanischen Quelle darstellt.

Außerdem kennt aber die afrikanische Literatur heute noch selbsterfundene Schriftzeichen, z. B. die Bilderschrift des Königs Njoya von Bamum und die Schrift der Vai in Liberia, die neuerdings von A. Klingenheben auf seiner von der Notgemeinschaft subventionierten Reise nach dem Sudan gründlich an Ort und Stelle studiert wurde. Sie ist eine Silbenschrift, die von Eingeborenen erfunden ist und heute im Vai-Lande allgemein Anwendung findet. Für die Untersuchungen über die Entstehung der Schrift ist sie von Wichtigkeit.

So begegnet sich auf verschiedenen Gebieten die von schriftlosen Sprachen ausgehende Afrikanistik heute mit den Forschungen in alten Literatursprachen, wobei es an gegenseitiger Befruchtung nicht fehlt. Daß die Kenntnis auch der schriftlosen Sprachen für die Vorgeschichte, die Ethnographie und Anthropologie von Wichtigkeit ist, soll nur angedeutet werden. So ist es unleugbar, daß diese Wissenschaft für jeden, der mit Afrika zu tun hat, mancherlei Nutzen mit sich bringt; aber wie sie unabhängig von solchem praktischen Nutzen entstanden ist, wird sie auch unabhängig davon weiterarbeiten, indem sie nur das Ziel hat, was aller Wissenschaft vorschwebt: die Erkenntnis der Wahrheit an ihrem Teil zu fördern.

Anmerkungen

Seite **123**, Zeile 22. Comparative Grammar of South-African Languages, Cape Town 1869.

123, 24. Bushman Folklore, London 1911, ed. L. C. Lloyd.

127, 2. Panconcelli-Calzia, Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen X S. 32—43.

127, 5. Panconcelli-Calzia, Zeitschrift für Kolonial-Sprachen I S. 309—312

127, 5. Panconcelli-Calzia, Zeitschrift für Kolonial-Sprachen VI S. 257 bis 263.

127, 8. Panconcelli-Calzia, Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen XI S. 186—188.

127, 11. Panconcelli-Calzia, Die Experimentalphonetik in ihrer Anwendung auf die Sprachwissenschaft. Berlin, W. de Gruyter & Co. 1924, S. 105 ff.

127, 14. Panconcelli-Calzia, Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen XI S. 182—183.

127, 16. Meinhof, Was sind emphatische Laute, und wie sind sie entstanden? Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen XI S. 81—106.

127, 20. Somali-Texte. Berlin, D. Reimer 1925. Tafel I, II, V, VI.

128, 2. Vgl. A. Klingenheben, die Laute des Ful. Berlin, D. Reimer 1927.

128, 21. Meinhof, Zur Lautlehre des Zulu. Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen XIV S. 248 ff.

128, 24. M. S. O. S. VII, 3 S. 224.

128, 25. A. Klingenheben, Festschrift Meinhof. Hamburg, Friederichsen 1927. S. 134—145.

128, 31. Philosophie der symbolischen Formen, I. Die Sprache. Berlin, Cassirer 1923.

129, 2. Westermann, Grammatik der Ewe-Sprache. Berlin, D. Reimer 1907.

129, 10. A. a. O. S. 268 ff.

129, 25. Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen XV S. 180—213.

130, 1. Westermann, Die westlichen Sudansprachen. Berlin, de Gruyter & Co. 1927, S. 61, 111, 180.

130, 6. Meinhof, Die Sprachen der Hamiten. Hamburg, Friederichsen 1912. S. 139 ff.

130, 10. Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen XII S. 241—275.

130, 20. Berlin 1925. Vgl. G. Pilhofer, Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen XVII.

130, 24. Die Lautentsprechungen der indonesischen Lippenlaute in einigen anderen austronesischen Südseesprachen. Berlin, D. Reimer 1920. Ferner: Die l-, r- und d-Laute in austronesischen Sprachen. Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen XV.

131, 4. Die Kerbstocklehren der Dschagga. Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen XIII. Ferner: Das Recht der Dschagga. München, C. H. Beck 1926.

131, 4. Die Safwa. Berlin, D. Reimer, 1926.

131, 4. Die Bergdama. Hamburg, Friederichsen 1922/23.

131, 5. Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen XV—XVII.

131, 5. Die Kpelle. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1921.

131, 33. Meinhof, Die Sprache von Meroe. Zeitschrift für Eingeborenen Sprachen XII S. 1—16.

131, 35. Meinhof, Der libysche Text der Massinissa-Inschrift von Thugga. OLZ. 1926. S. 744—750.

132, 10. Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen XVII S. 249, XVIII S. 153.

132, 13. Meinhof, Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen XV S. 241—265.

132, 21. Vgl. A. Klingenheben, Vai-Texte. Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen XVI S. 58—133.